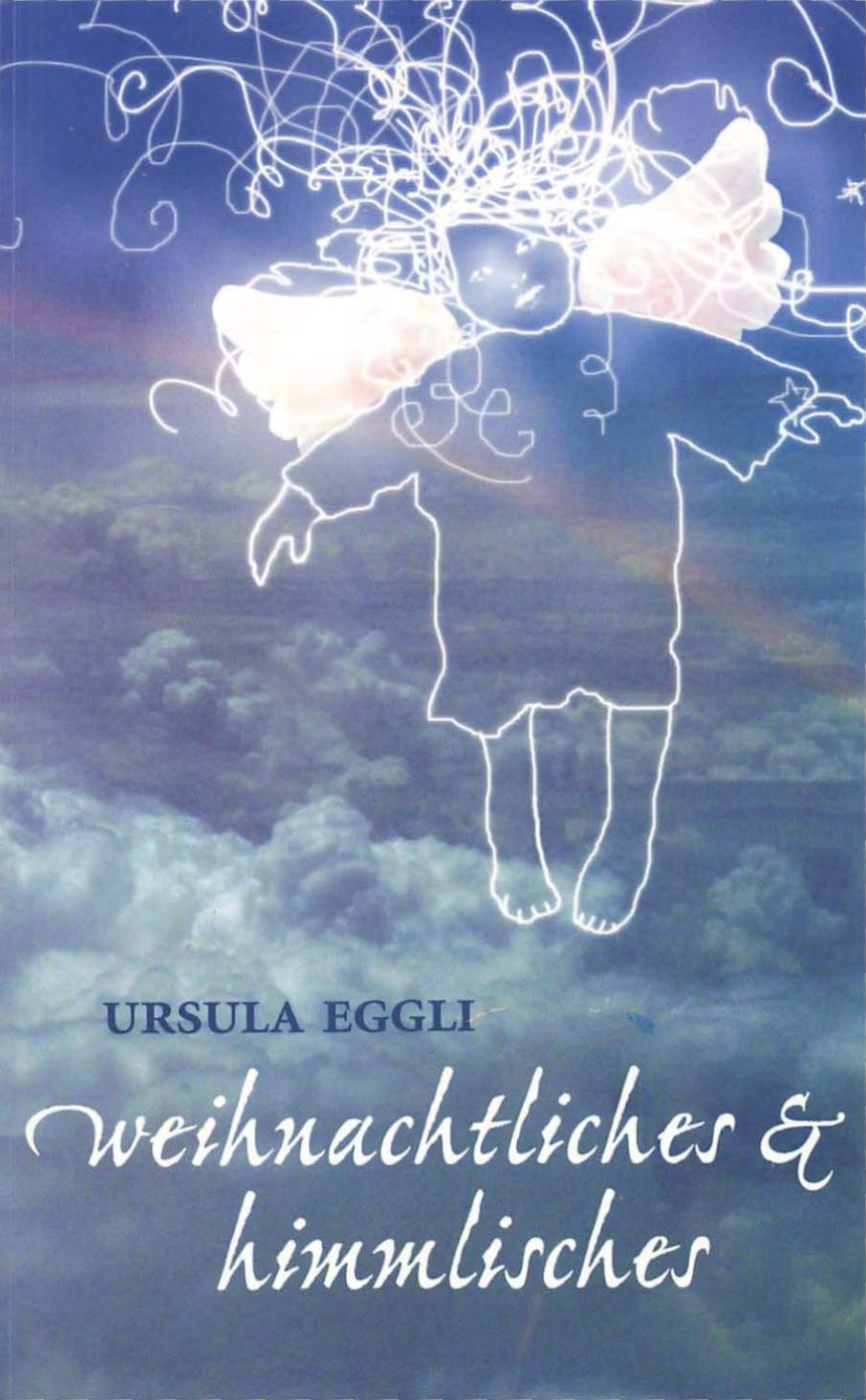


URSULA EGGLI

weihnachtliches & himmlisches

Ursula Egge

Ursula Eggli
Weihnachtliches & Himmlisches

1. Auflage 2005
Illustrationen:
Georges Pestalozzi-Seger
Caroline Brühlmann
Regina Bischof Wittwer
Simone Koller
Vera Imboden
Andrea Wahli
Anita Schmid
Katja Keller
Umschlaggestaltung und Satz:
Regina Bischof Wittwer
RIURS Eigenverlag, Wangenstrasse 27, CH-3018 Bern
www.ursulaeggli.ch
Druck: Werkstätten für Behinderte, Krautheim/Jagst

URSULA EGGLI

weihnachtliches & himmlisches

RIURS Eigenverlag

Liebe Leserinnen und Leser

Eigentlich wollte ich mit meiner Sammlung «Weihnachtliches & Himmlisches» nur wieder ein Weihnachtsmitbringsel kreieren. Da ich behindert bin, kann ich keine Geschenke basteln, stricken, sticken oder nähen, auch nicht Freunde mit einem feinen Essen verwöhnen oder ihnen beim Frühlingsputz oder im Garten helfen. Da ich eine Rente beziehe, habe ich auch nicht Geld für teure Geschenke. Weil mir aber meine Umgebung immer sehr viel helfen muss, und dies auch wunderbarerweise tut, möchte ich mich natürlich revanchieren. Ich bin Schriftstellerin; was liegt näher, als wieder einmal mit Buchstaben.

Im vorliegenden Büchlein habe ich alte Geschichten und Märchen zusammengestellt, aber auch ein paar Storys neu geschrieben. Da ich seit einigen Jahren nicht mehr selber zeichnen kann, habe ich Freundinnen und Freunde um Illustrationen gefragt und voilà, so haben die auch gleich ihre Weihnachtsgeschenke. So ist doch allen geholfen und ich hoffe, die Beschenkten freuts auch.

weihnachtliche & himmlische Grüsse

Ursula Eggli

Das Kind 11
Weihnachten 27
Ein spezieller Samichlaus 31
Heiligabend 42
Das Krippenspiel der Freaks 46
Die Zärtlichkeit des Sonntagsbratens 52
Das WG-Jahr mit Samuel… 59
Meine fünf Engel und ich 74
Ri-Ta im Himmel 77

Illustriert von Georges

Das Kind

für Tomi

«Ich kann einfach nicht mehr», jammerte Märi. Sie schleppte sich bis zu dem niederen Steinmäuerchen am Weg und zündete mit zitternden Fingern eine Zigarette an.
Jo lehnte das Motorrad gegen eine der Telegrafenstangen, die die Landstrasse bewachten und sagte ärgerlich: «Du sollst doch nicht rauchen jetzt.»
Missmutig blickte er in die tiefhängenden Wolken und wischte vorsichtig ein paar Schneeflocken vom Soziussitz.
«Es sind ja deine Alten, die ihre eigene Tochter bei Nacht und Nebel aus dem Haus jagen. Bei ihnen kannst du dich bedanken, dass wir jetzt hier sind. Schöne Eltern das...»
«Ach sei doch still» gab Märi giftig zurück. «Wo ist denn dein Vater? Hä, den gibt es ja nicht einmal. Und deine saubere Mutter...Auaa!» Schmerzlich verzog sich ihr Gesicht und sie schlang stöhnend die Arme um die angezogenen Knie. Jo's Stirne runzelte sich besorgt. «Was ist, kommt es schon wieder? Los, sitz auf, wir müssen weiter. Die Stadt ist nicht mehr weit.» Vorsichtig ergriff

er sie am Arm und half ihr auf das Motorrad. Ein halbleeres Zigarettenpäckli blieb vergessen am Wegrand zurück.
Die Wolken drängten sich immer tiefer. Die einzelnen Schneeflocken hatten sich vertausendfacht und legten ein schnell dicker werdendes Tuch über die Erde.
Schleudernd fuhr das Motorrad mit den zwei jungen Leuten in die einbrechende Dämmerung.

Herr Meister befand sich gerade auf dem Höhepunkt seiner schlechten Laune, als es nach zehn Uhr nochmals an der Haustür schellte. Herr Meister war sonst kein schlechter Mensch, eher gemütlich, zuweilen sogar sehr freundlich. Er gab an jede Sammlung für einen guten Zweck ein paar Franken. Aber dies heute ging einfach über seine Kraft. Dieses Gestürm und Gerenne den ganzen Tag, das bewältigten seine Nerven nicht mehr.
«Hergottsdonnerwetter nocheinmal! Wer läutet denn jetzt noch um diese Zeit? Denen werde ich Anstand beibringen!» brüllte er und riss zornrot im Gesicht, die Tür zur Vordertreppe auf.
Ein feuchtkalter Wind wischte an ihm vorbei, erfüllte das Vestibül mit Ungemütlichkeit und schlug klappernd die Küchentür auf und zu.
Im Dunkeln draussen standen zwei Menschen, eng aneinander gedrückt. Als sie ins Licht der Deckenlampe traten, erkannte Herr Meister einen Burschen, dessen wilder Haarschopf wohl schon tagelang keinen Kamm mehr gesehen hatte, und ein junges Mädchen, in eine lange schwarze Kapuzenpelerine gehüllt.
Herr Meister schloss eilig die Küchentüre, so dass der Durchzug etwas Ruhe gab und nur noch leise die Mäntel in der Garderobe durcheinander schob. Dann brüllte er: «Was wollt ihr hier? Wisst ihr nicht, wie spät es ist?» «Was wollen wir wohl? Ein Zimmer natürlich. Das ist doch eine Pension hier, nicht?» sagte der junge

Bursche herausfordernd und schob einen ausgelatschten, schmutzigen, grossen Stiefel über die Schwelle, so dass Herr Meister seinem Wunsch, ihnen die Tür vor der Nase zuzuschlagen, nicht mehr nachgeben konnte. «Das ist doch eine Pension», wiederholte der Junge. «Meine Frau und ich möchten ein Doppelzimmer.»
Da Herr Meister im Moment sonst nichts anderes tun konnte, legte er ein paar Tonstärken mehr und etwas Hohn in seine Stimme und schimpfte: «Meine Frau und ich...? Dass ich nicht lache. Geht nach Hause und holt euch einen Schnuller und das Geld für den Coiffeur. Und nun verschwindet, bevor ich die Polizei hole!»
Das junge Mädchen lehnte mit dem Rücken gegen die rustikalen Türbalken und liess sich nun wimmernd daran heruntergleiten, bis es zusammengekauert auf der Türschwelle hockte.
«Siehst du, Joseppe, er nimmt uns auch nicht, ich habe es dir ja gesagt. Er schickt uns fort.» Tränen rollten ihr langsam übers bleiche, erschöpfte Gesicht und vermischten sich mit dem Schneewasser, das ihr aus den Haaren tropfte.
Der junge Mann warf ihr einen hilflosen Blick zu und verlegte sich dann aufs Bitten. «Lassen sie uns doch rein! Wir brauchen nur ein ganz kleines Zimmer, eine Dachkammer.» Und, - als legte er nun noch den grössten Trumpf auf den Tisch, «sie ist doch krank. Sehen sie denn nicht, dass sie krank ist?»
Das junge Mädchen sah wirklich krank aus. Mit bleichem, aufgedunsenem Gesicht sass es auf der Schwelle und klammerte sich stöhnend an das Treppengeländer.
Herr Meister ist, wie gesagt, kein schlechter Mensch. Eher gemütlich, zuweilen sehr freundlich. Er gab an jede Sammlung für einen guten Zweck ein paar Franken. Jetzt verschränkte er die Arme über seinem dicken Bauch, seine Stimme tönte ein paar Grade weniger laut, beschwörend: «Aber versteht doch, es geht einfach nicht. Wir haben alle Betten belegt. Es ist doch heute grosser Ansturm we-

gen des Eishockeyspiels in unserer Stadt. Sogar ins Wohnzimmer haben wir Matratzen gelegt, weil mein Sohn Kollegen eingeladen hat. Geht doch ins Touring.»

Der junge Mann liess sich gegenüber dem Mädchen auf die Schwelle sinken und zündete sich eine Zigarette an. Im Schein des Feuerzeuges sah man, wie blass und erschöpft auch er aussah.

Resigniert zuckte er die Achseln. «Da waren wir doch schon. Auch im Leuen, in der Linde und im Bären. Alles belegt, die Jugendherberge bumsvoll, Privatzimmer keine mehr zu haben, das Palace zu teuer, die Wohlfahrt geschlossen. Meinen sie, ihre Bruchbude sei die erste, wo wir gefragt haben?»

Herr Meister, der, wie schon wiederholt gesagt, kein schlechter Mensch ist, wurde nun ernstlich böse. Er schmetterte die Türe zu und drehte den Schlüssel. Dass er ein bisschen fest drücken musste, und dass dabei das Mädchen draussen leise aufschrie, tat nichts zur Sache. Er war aus tiefstem Herzen empört, «Anpöbeln lassen muss man sich noch von diesen Rotzjungen, diesen Langhaarigen, – zu meiner Zeit....»

«Dieses miese Bürgerschwein!» fluchte Märi und saugte am eingeklemmten Finger. Jo polterte mit den ausgelatschten, schmutzigen, grossen Stiefeln gegen die hübsche geschnitzte Holztüre, und aus dem Dunkeln fragte eine kühle Stimme: «Was habt ihr denn mit meinem Pa?» Unten am Treppengeländer lehnte ein dünner, etwa vierzehnjähriger Junge, teure Lederjacke und eine Zigarre im Gesicht.

Mit der Zigarre deutete er auf Märi und fragte zwischen den geschlossenen Lippen hervor: «Hast du sie hops gemacht? Sie hat dich wohl reingelegt, hä?»

«Ach, leck mich doch am Arsch», sagte Jo und setzte sich wieder hin. «Leckt mich doch alle am Arsch, du und dein aufgeblasener Herr Papa und alle Bürger dieser verschissenen Welt.» Der Junge

lachte: «Ich heisse Dani. Ist das euer Motorrad am Gartenzaun? Tolle Kiste.» «Kein Sprit mehr», brummte Jo und legte den Arm um Märi. Sie schrie plötzlich laut auf und klammerte sich voller Entsetzen an den Türbalken.
«Ich glaube, es kommt, Jo, es kommt. Hier auf der Treppe. Ooh, Joseppe...»
Jetzt blitzte Interesse auf in Danis Augen, und er setzt sich ruckartig in Bewegung. «Was... es... los, bring sie in die Garage! Die ist geheizt, und es steht dort auch ein altes Kanapee. In der Hütte des Alten geht das wirklich nicht. Kommt!»
Er ging voran und öffnete das Tor einer Garage einige Schritte vom Haus entfernt. «Bitte, treten sie ein, meine Herrschaften, treten sie näher.» Und mit einer ironischen Verbeugung: «Was kann ich ihnen bringen? Stehe zu Diensten.»

Der Engel betrachtete missmutig sein Spiegelbild in einem Schaufenster des grossen Warenhauses. Dieser Auftrag behagte ihm gar nicht mehr. Zuerst hatte er sich zwar gefreut, als Grossvater ihn auswählte. Alle anderen Engel hatten ihn beneidet, und weil Neid im Himmel ja eigentlich nicht vorkommen darf, hatten sie schnell «Halleluja» gesungen. Der Himmel war in den letzten Tagen von Halleluja erfüllt gewesen wie schon lange nicht mehr, und die guten Wünsche von allen hatten ihn begleitet. Er war jetzt froh, dass er dem Rat der Schutzengel gefolgt war und die Flügel bei seiner Ankunft auf Erden hinter einem Geröllberg versteckt hatte. Sie hatten gesagt, es sei besser so, Flügel wären nicht mehr in Mode. Aber er erregte auch ohne sie noch genug Aufsehen. Die Kinder waren hinter ihm hergerannt und hatten gerufen: «He, seht mal den Opa im Nachthemd!» Und Erwachsene hatten böse Bemerkungen gemacht, ja sogar ihn angerempelt – «ein Mann in ihrem Alter... Sie sollten sich schämen!»

Der Engel war den ganzen Nachmittag durch die Strassen gegangen auf der Suche nach den Hirten. Die Füsse taten ihm weh, und er dachte voller Sehnsucht an die warmen weichen Wolken, auf denen er im Himmel zu wandeln pflegte. Die Hirten hatte er noch nicht gefunden, dabei war es schon dunkel, und die Strassen wurden immer leerer. Es war kaum mehr ein Mensch zu sehen, geschweige denn Schafe, die doch zumindest auf Hirten hingedeutet hätten. Müde wandte er sich ab von seinem Spiegelbild und machte sich weiter auf den Weg. Warum hatte Grossvater gerade ihn auserwählt? Es gab bestimmt fähigere Engel.

Plötzlich stutzte er. Aus einer offenen Tür drang dröhnender Lärm und warmes gelbes Licht auf die dunkle Strasse. Und über der Tür hing, – ja, es gab kein Zweifel, er hatte vor seiner Reise genügend alte Bilder studiert, hing ein gemaltes Schaf. – Es stand sogar geschrieben, – auf der Tafel neben der Tür: «Zum Schafbock». Da mussten die Hirten sein: wo ein Schaf ist, sind auch Hirten.

Der Engel fasste neuen Mut, und Erregung ergriff ihn, als er auf die offene Tür zuging. Der grosse Kellerraum war gestossen voll mit sich windenden, in Ekstase schreienden jungen Leuten. Andere sassen an kleinen Tischen der Wand entlang, durchsichtige Flaschen mit einer braunen Flüssigkeit vor sich und weisse Rauchstäbchen im Mund. Vorne standen auf einer erhöhten Plattform ein paar junge Männer mit Gegenständen in den Händen, die den Engel ganz entfernt an die himmlischen Musikinstrumente erinnerten. Und über allem schwebte dichter Rauch und dieser Ohren betäubende Lärm, den der Engel schon auf der Strasse gehört hatte.

Es nahm weiter niemand von ihm Notiz. Er fiel auch nicht besonders auf, denn die Leute hier waren alle recht sonderbar angezogen: Felljacken, blaue Hemden, farbige Tücher...

Der Engel wollte jetzt so schnell wie möglich seine Botschaft an den Mann bringen. «Halleluja», setzt er entschlossen an. «Halleluja!»

Aber niemand hörte ihm zu, er war auch gar nicht zu verstehen in dem Lärm. Ein junges Mädchen mit hautengen Hosen schrie ihm ins Ohr: «Komm, Grossvater, tanz mit mir!» Sie griff ihn am Arm und wirbelte ihn herum, dass ihm Hören und Sehen verging. Der ganze Raum drehte sich um ihn, als sie ihn endlich los liess. So schwindlig war ihm nie mehr gewesen seit damals, als König David in den Himmel gekommen war und Grossvater zu dessen Ehren ein grosses Fest veranstaltet hatte. Milch und Honig waren in Strömen geflossen. Der Engel lächelte selig, wenn er daran zurück dachte. Er war damals noch ein kleiner Schutzengel gewesen.
«Wie heisst du denn, mein Kind?»
«Uschi», sagte das Mädchen und führte ihn zu einem Tisch in der Ecke, an dem zwei andere Mädchen sassen und ein Bursche in einem Stuhl mit Rädern, eine gestrickte Mütze auf dem Kopf und die Arme um je eines der Mädchen geschlungen. «Das ist Tomi.»

Der Junge neigte grüssend den Kopf.
«Freut mich», sagte der Engel höflich. Und dann: «Kannst du mir sagen Tomi, wie ich es anstellen muss, dass die Leute mir zuhören?»
Tomi zeigte mit dem Glas auf einen der jungen Männer auf der Plattform. «Geh zu Jack, er soll dir das Mikrofon geben.»
«Vielen Dank, Tomi, sehr freundlich», sagte der Engel und versuchte dann, sich durch die Menge bis zu Jack vorzudrängen.
«Ich habe eine Botschaft von Grossvater. Kannst du bitte einen Moment Ruhe machen?»
«Aber sicher», lachte der junge Mann mit weiss blitzenden Zähnen. «Aber sicher, gern,. Wenn die Botschaft von Grossvater persönlich kommt...» Er machte eine Handbewegung, worauf die jungen Männer auf der Plattform ihre Gegenstände auf den Boden legten und der Lärm verstummte. Dann hob er ein schwarzes Ding mit

einer langen Schnur daran an den Mund und rief: «Ruhe bitte, meine Herrschaften, bitte Ruhe! Dieser nette Herr hier möchte etwas sagen. Wollt ihr ihm zuhören?»
«Musik!» riefen ein paar aus der Menge und die anderen: «Lasst ihn reden, seid doch still!» Jack drückte dem Engel das schwarze Ding in die Hand. «Los, reden sie schon!»
Der Engel betrachtete es verblüfft. «Was soll ich damit?»
«Dreinreden natürlich. Noch nie etwas von einem Mikrofon gehört?»
«Nein», sagte der Engel wahrheitsgetreu, aber er hob es an den Mund, wie er es bei Jack gesehen hatte und begann: «Halleluja.»
«Halleluja», tönte es aus den schwarzen Kästen an der Wand. «Halleluja», antwortete die Menge. Nur ein paar Unruhestifter schrieen weiter: «Musik!»
«Fürchtet euch nicht», sagte der Engel, wie er es auswendig gelernt hatte, aber im gleichen Moment kamen ihm Bedenken, ob seiner Botschaft. Die Leute hier sahen har nicht aus, als ab sie sich fürchteten. Sie hatten sich alle auf den Boden gesetzt und sahen mit erwartungsvollen Augen zu ihm auf.
«Fürchtet euch nicht», wiederholte der Engel und sprach sich damit selber Mut zu, «denn siehe ich verkündige euch grosse Freude, die allem Volke widerfahren wird. Denn euch ist heute der Heiland geboren...»
«Was, der Heil-and?» fragte Tomi aus seiner Ecke. «Heilt er mich auch, dieser And?»
Die jungen Leute brüllten vor Lachen.
Der Engel lächelte Tomi milde zu: «Gewiss wird er dich heilen, Tomi.»
Er war ins Stocken geraten und vollendete darum schnell den ersten Teil seiner Botschaft: «...welcher ist Christus der Herr. Und dies habt zum Zeichen: Ihr werdet finden das Kind in Kle-

kle-nex-tücher gewickelt und in einem Autopn...»
Da haben wir's, das hatte er befürchtet. So oft hatte er im Himmel diese Rede geübt, aber jedes Mal war er über dieselben Worte gestolpert. Kleenextücher und Autopneu , das waren im Himmel fremde Begriffe und die Schutzengel hatten sich alle Mühe gegeben, ihm zu erklären: «Kleenextücher – so etwas wie Windeln, nur praktischer; Auto – selbstfahrendes, stinkendes Fahrzeug; Pneu – Luftschlauch um Räder.»
«... in einem Autoluftschlauch liegend», vollendete der Engel hastig und stimmte dann an: «Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.»
Eigentlich hätte hier der Chor der himmlischen Heerscharen einfallen müssen, aber die liessen ihn wieder einmal kläglich im Stich. Stattdessen sangen die jungen Leute mit. Man würde es «Grölen» genannt haben, hätte es sich um ein anderes Lied gehandelt als um das ehrwürdige «Ehre sei Gott in der Höhe».
Der Engel hatte nun seinen Auftrag hinter sich gebracht. Er war sich nicht so sicher, ob er wirklich alles zu Gottvaters Zufriedenheit erledigt hatte und machte sich darum still und bescheiden auf den Heimweg. Seine Flügel musste er zwar erst ein paar Kindern entreissen, die damit einen Indianer Federschmuck basteln wollten, bevor er über den Dächern der Stadt aufsteigen konnte. Dass bei seinem Anblick ein paar Autos zusammen stiessen, dafür konnte er ja nichts.
Tomi liebte solche Tanzveranstaltungen nicht besonders. Es war aber immer noch besser, als alleine zu Hause zu sitzen. Er hatte immer ein paar Freundinnen um sich und wenn er auch wusste, dass sie sich nur aus Mitleid zu ihm setzten, genoss er es doch, den grossen Playboy zu spielen. Er beobachtete auch gerne die Leute und dachte sich dabei Geschichten aus. Den alten Mann im weissen Hemd hatte er gleich bemerkt, als er sich so schüchtern die engen

Treppen hinunter tastete, und er war fasziniert von ihm gewesen, von seiner Ruhe, seiner Reinheit, seiner Güte.
Als nun die Diskussion über dessen Rede losbrach, rollte er sich näher zu der Gruppe gestikulierender, sich ereifernder junger Leute.
«Was dieser alte Spinner da verzapft hat, braucht wirklich niemand ernst zu nehmen», meinten die Einen und die Anderen: «Musik! Fangt doch endlich wieder mit der Musik an!» «Das war doch ein wirklich schöner Mann!» Uschi verdrehte verzückt die Augen, während ihre Freundinnen sich kichernd anstiessen: «Bei den Alten ist man gehalten.»
Tomi warf ihnen einen bösen Blick zu. «Tut doch nicht so blöd. Wir können ja immerhin mal schauen, ob wir das Kind finden, von dem er gesprochen hat.»
Der Vorschlag fand Zustimmung. «Au ja, gut, endlich mal was los! Kommt, wir gehen das Kind suchen.»
Ein wilder Haufen drängte sich die Treppe hinauf. Nur Tomi blieb zurück und schaute ihnen bitter nach.
Uschi drehte sich oben an der Treppe um. «He, ihr Idioten», schrie sie schrill, «ihr habt ja Tomi vergessen. Los, tragt ihn rauf!» Kräftige Fäuste griffen zu und im Nu stand Tomi mitten in der lachenden Gruppe und hob seine Mütze. «Hallo allerseits, hallo allerseits!»
Am Anfang waren es noch ihrer viele, die da «Glory, glory Halleluja» singend vergnügt durch die Strassen zogen. Bald wurden sie immer weniger und am Schluss blieb nur noch eine kleine Gruppe übrig.
«Kommt, wir geben's auf», sagte Jack und rieb sich die Hände. «Eine Scheisskälte heute Abend. Dieses Kind finden wir ohnehin nicht. Der Alte hat doch Blast erzählt.»
«Suchen wir noch fünf Minuten», meinte Uschi, «wenn wir bis

dann das Kind nicht gefunden haben, mache ich euch bei mir daheim einen heissen Kaffee.»
Sie stellte sich hinter Tomis Rollstuhl, und die Beiden fuhren in wildem Tempo einen steilen Weg hinunter. «Da muss es sein!» riefen sie von unten. «Da in der Garage brennt Licht.» Die anderen folgten langsam.

Dani war seltsam glücklich. Ein Gefühl, das er eigentlich nicht mehr gekannt hatte, seit seine Mutter gestorben war. Und das war schon lange her. Er hatte Lust, friedlich eine Zigarette zu rauchen, unterliess es aber dann mit einem Blick auf das Kind. Joseppe stand von seinem Platz neben der schlummernden Märi auf und setzte sich neben ihn auf den zerfetzten Autositz. «Das war wirklich Klasse von dir, wie du uns geholfen hast», sagte er leise. Dani brummte verlegen und zündete sich dann doch eine Zigarette an.
Vom Eingang her kam ein kühler Luftzug. Auf der Schwelle stand ein Rollstuhl. Ein Junge mit Strickmütze und dünnem Schnurrbart hockte darin und hinter ihm drängten sich sieben oder acht junge Leute.
«Ist hier ein Kind?» fragte der Junge. Jo ging auf ihn zu. «Wer hat dir das gesagt, was willst du hier?»
Uschi hatte sich schon neben dem alten Autopneu nieder gekniet. «Da ist es ja, das Kind, in Kleenextücher gewickelt und in einem Autopneu liegend, wie der Alte gesagt hat. Ist es nicht süss, Tomi, schau mal …» Vorsichtig fuhr sie mit dem Zeigefinger dem winzigen Näschen entlang.
«Wie alt ist es denn?»
Märi richtete sich mühsam auf und blickte stolz auf das Kind. «Bald zwei Stunden. Mein Gott, war das ein Krampf! Zum Glück habe ich es überstanden. – Zwei Stunden auf der Welt – nicht

wahr, er ist prächtig! Jo meint zwar, er sehe runzelig aus, aber ich finde ihn prächtig.»
Tomi sah in das müde, aber glückliche Gesicht der jungen Frau. Dann zog er Uschi zu sich auf die Knie und merkte zufrieden, dass sie sich an ihn schmiegte. «Das Kind ist wirklich prächtig», sagte er langsam. «Ist es ein Er? Wie heisst er denn?»
«Jesus», sagten Märi und Joseppe wie aus einem Mund.
« – Jesus.»

Als die drei Professoren in der Garage eintrudelten, störten sie erheblich. Die Jungen Leute sassen friedlich im Kreis um das Kind, hatten Kerzen angezündet und tranken Wein aus Herrn Meisters Keller.
Sie waren an einem Astrologenkongress in Genf gewesen, Professor Klein und Professor von Rohr. Dort hatten sie auch Professor Ghun aus Rhodesien kennen gelernt. Dieser war von schwarzer Gesichtsfarbe und intelligentem Aussehen. Er hatte sich durch Nichts an dem Kongress hervor getan, sondern hatte nur still und aufmerksam den Vorträgen gelauscht. Professor von Rohr seinerseits hatte ein viel beachtetes Referat über die «besondere symbolische Bedeutung aussergewöhnlicher Ereignisse am Firmament» gehalten. Professor Klein konnte sich des Rühmens nicht genug tun. Die Beiden waren unzertrennlich, der Eine des Lobens, der Andere des Gelobtwerdens wegen.
Niemals hätten sich die Beiden des unauffälligen – bis auf die dunkle Hautfarbe unauffälligen – Professor Ghun angenommen, wenn nicht Tags zuvor von Rohr einen Artikel in der Tageszeitung gelesen hätte. Der Artikel handelte von der Unfreundlichkeit der Schweizer den Ausländern gegenüber und stellte in Frage, ob die Schweiz dem Ruf, ein gastfreundliches Land zu sein, überhaupt gerecht würde. Von Rohr hatte sich in seiner Ehre als Schweizer

gekränkt gefühlt und den Schreiberling, der zudem gar ein entfernter Verwandter war, zu sich zitiert. Gemeinsam mit seinem Freund und Kollegen Klein hatte er nun einen ganzen Abend lang demonstriert, wie Gast- und Fremden freundlich Schweizer sind. Sie hatten dem staunenden Herrn Ghun ihre kleine Heimatstadt gezeigt, indem sie ihn von Beiz zu Beiz schleppten. Dass sie bei diesem Beizenbummel auch von dem guten Landwein degustieren mussten, versteht sich von selbst.

Lange nach Mitternacht waren sie, ebenfalls «Glory, glory, Halleluja» singend, den guten Ghun in der Mitte, durch die Strassen marschiert, der entfernt Verwandte und Schreiberling mit mürrischer, aber ergebener Miene zwei Meter hinter ihnen.

«Glory, glory, Halleluja» war das einzige englische Lied, das sie alle Drei konnten. Sie hatten mit der Sprache den ganzen Abend etwas Mühe gehabt. Professor von Rohr sprach ein Englisch, das Herr Ghun nicht verstand. Das Englisch von Herrn Ghun war wiederum Herrn von Rohr unverständlich, was letzterer den minderwertigen Rhodesischen Schulen zuschrieb. «Man merkt es halt in allen Bereichen, dass er aus einem unterentwickelten Land kommt», raunte er Klein zu. Klein konnte nur nicken. Er verstand weder das Englisch von von Rohr noch dasjenige von Ghun.

Alexander von Rohr, der Journalist, verstand zwar das Englisch von Ghun, hatte sich aber an diesem Abend sehr zugeknöpft gezeigt. Jedes Mal, wenn der Onkel ihn aufforderte, nun doch ein paar Fotos zu machen, die demonstrierten, wie fremdenfreundlich sich die beiden bekannten Gelehrten zeigten, nickte er nur mürrisch. Nun ja, um diese Stunde nach Mitternacht, von der ich erzähle, war das alles nicht mehr so wichtig. Von Rohr, Klein und Ghun waren wirklich Brüder geworden und zogen, wie gesagt, Gloria singend durch die Strassen. Ein langhaariger, sonst aber netter Mensch rief ihnen zu: «He, sucht ihr auch dieses Kind?»

«Welches Kind? Suchen wir ein Kind? Hihi, gut also, suchen wir ein Kind. Ein kleines Schweizer Knäblein», gluckste zufrieden Professor Klein. Seine Aussprache war nicht mehr so ganz lupenrein.
Der nette langhaarige Mensch zeigte die Strasse hinunter. «Da durch sind die anderen Sänger gegangen.»
Und so kam es, dass die drei Herren in die gemütliche Runde platzten, einen mürrischen Reporter hinterher schleppend. Sie liessen sich nicht lumpen, das muss man sagen. Von Rohr spendierte hundert Franken, Klein seine goldene Uhr und Ghun eine sehr schöne Rhodesische Schnitzerei.
Wie es kam, dass Professor Ghun am Morgen auf dem guten Diwan in von Rohrs Wohnung aufwachte, wusste niemand mehr zu sagen, aber Frau von Rohr sorgte diplomatisch dafür, dass er schnell wieder verschwand. Gast- und Fremden freundlich, gern, aber mit Mass.
Was weiter noch geschah, ist schnell berichtet. Alexander von Rohr, der junge Journalist, verfasste einen ergreifenden, aber nicht unkritischen Artikel über eine Frau, die ausgestossen wurde und unter Menschen unwürdigen Umständen ein Kind zur Welt brachte. Der Artikel fand bei den «Das Auge» lesenden grossen Anklang und war schnell vergessen.
Märi kam in ein Heim für ledige Mütter, Jo in ein Erziehungsheim. Sein Vormund zeigte sich sehr enttäuscht von ihm.
Dani behielt das Motorrad. Es entschädigte ihn für die Schläge, die er von seinem Vater für sein eigenmächtiges Verhalten bekommen hatte.
Das Kind Jesus wuchs.

Illustriert von Caroline

Weihnachten

Die drei Hexen waren zu einem Hexenklatschstündchen zusammen gekommen. Bei starkem Kaffee, schwarz wie die Hölle und süss wie die Sünde, sassen sie und knabberten bewusstseinserweiternde Kräuterwaffeln. Wie es Hexen so an sich haben, kamen sie ins schwärmen. «Wisst ihr noch, wie wir in der Walpurgisnacht toll getanzt haben», seufzte Hexe Alice. «Heissa, da sind die Fetzen geflogen! – Heissa, da ging es wild zu», prahlte die dicke Rollbolla, und die jüngste in der Runde, die Blütenhexe Ri-Ta, streichelte seufzend ihren Besen: «Ach, wenn doch schon wieder Walpurgisnacht wäre!»

Nun dauerte es aber noch lange bis Walpurgisnacht. Der Kalender zeigte den 24. Dezember und wenn hex rechnen konnte, wusste sie, dass sie noch 127 Nächte zu warten hatte. Nur an Walpurgisnacht aber dürfen Hexen so richtig ausgelassen, hexig, verrückt tanzen. An Walpurgisnacht kommen die Hexen aus allen vier Himmelsrichtungen auf dem Blocksberg zusammen und tanzen, wie Rollbolla sich auszudrücken beliebt: «bis die Fetzen fliegen.»

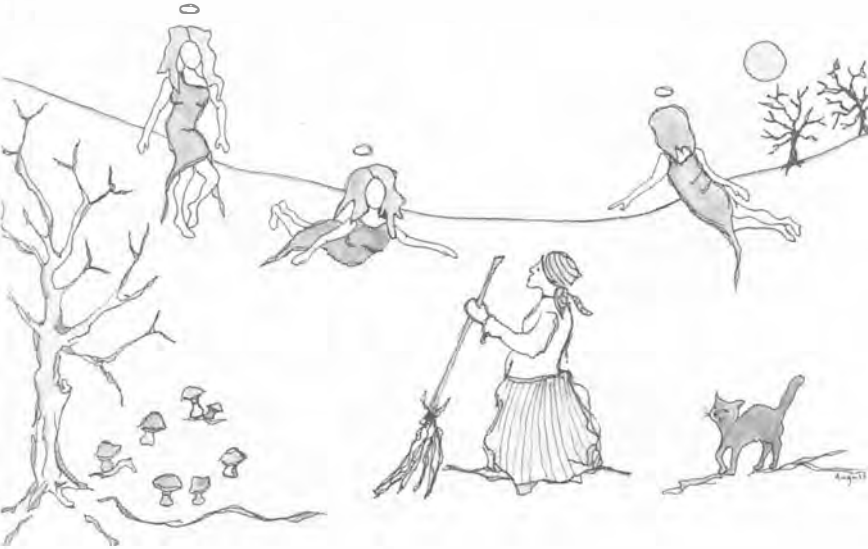
«Wir können ja einmal unsere eigene Walpurgisnacht feiern. Heute zum Beispiel», sagte Alice versuchsweise und streckte die Nase in die Luft. Rollbolla sah entsetzt zu ihr hin. Alice hatte immer so verrückte, unerlaubte Ideen. Walpurgisnacht auf eigene Initiative, das war ja richtig ketzerisch. Aber Ri-Ta rief begeistert: «Prima, genau das machen wir, ein tolles Fest. Los Rollbolla sei kein Frosch. Mach mit!» Sie sprang auf und packte ihren Besen. Rollbolla folgte murrend. «Ich bin kein Frosch, was fällt dir ein. Und ich muss ja wohl mitkommen, damit ihr jungen Dinger nicht zuviel Unsinn anrichtet.»

Huiiiiii, ging es los, im wilden Flug in die Abenddämmerung hinein. Zuvorderst Alice mit fliegenden Haaren. Unter ihnen lagen verschneite Tannenwälder, gelbes Licht leuchtete aus den Fenstern der Wolkenkratzer, die hinter dem Wald hervorragten. Auf einer Waldlichtung liessen sich die Hexen niedersinken, hexten im Nu ein riesiges, loderndes Feuer und begannen zu tanzen. Zum Glück trugen alle drei die hexentanzvorschriftsmässigen sieben Röcke und sieben Unterröcke, denn es war schneidend kalt.

Rollbolla stand plötzlich mitten im Tanz stocksteifstill. «Hee, kommt mal her», rief sie aufgeregt. «Was ist denn das?» Von weit her hörte man ein süsses Klingen und helle Stimmen, die ein Lied sangen. Wie sie näher kamen, konnte man auch die Worte verstehen: «Halleluja, halleluja.» «Wer kann das sein?» fragte Ri-Ta verblüfft, und auch Alice streckte neugierig den Hals. Solche Töne hatte sie noch nie in ihrem Hexenleben vernommen.

Aus dem Wald traten drei feine, zarte Wesen. Sie trugen weisse Hemden, einen Strahlenkranz auf dem Kopf und schritten mit blaugefrorenen, nackten Füssen über den Schnee. In den Händen

trug jedes ein flackerndes Kerzlein. Rollbolla schüttelte entrüstet den Kopf. «Die erkälten sich ja in dem dünnen Zeug. Arme Waisenkinder, dass es sowas heutzutage noch gibt. Ich muss denen doch gleich was Warmes hexen.» Die drei Wesen hatten unterdessen die Hexen beim Feuer bemerkt und blieben erschrocken stehen. Ri-Ta ging auf sie zu. «Kommt doch näher, wärmt euch. Wer seit ihr denn? Doch nicht etwa… » Ein plötzlicher Gedanke war ihr gekommen. «Weihnachtsengel», bestätigte die vorderste der lichten Gestalten. Sie traten schüchtern näher und wärmten sich die



Hände am prasselnden Hexenfeuer. «Wir wurden abkommandiert, um dem Nikolaus dieses Waldes zu helfen. Leider haben wir die Orientierung verloren, weil im letzten Jahr eine Autobahn samt Zufahrten mitten durch den Wald gebaut worden ist. Das Nikolaushäuschen ist weg, und wir wissen nun gar nicht, wo suchen. Heute ist doch Weihnachten. Wir müssen ihm helfen, die Pakete und Weihnachtsbäume zurecht zu machen.» Alice stemmte erbost die Hände in die Hüften. «Das nenne ich Ausbeutung weiblicher Arbeitskräfte. Nachtarbeit ohne geeignete Kleidung. Und natürlich ist der Chef wieder einmal ein Mann. Warum streikt ihr nicht, statt den alten Knacker noch zu suchen?» Die drei Weihnachtsengel blickten verwundert, und die Blütenhexe bekräftigte: «Ja wirklich, bleibt hier und tanzt mit uns, wir feiern Walpurgisnacht.» Rollbolla zog farbige Wollstrümpfe unter der Schürze hervor, die sie in der Eile gehext hatte und dröhnte: «Jawohl, jawohl, ihr jungen Dinger. Früh übt sich, was eine echte Hexe werden will. Ob Weihnachtsnacht oder Walpurgisnacht, Fest bleibt Fest, und man soll die Feste feiern wie sie fallen.»

Und so geschah es wohl zum ersten Mal in der Geschichte, dass Weihnachtsengel und Hexen gemeinsam eine wilde Nacht durchtanzten und durchfesteten.

Nachtrag: In der neu erbauten psychiatrischen Klinik gab ein weiss gekleideter Arzt einem aufgeregten, alten Mann eine Beruhigungsspritze in den Hintern. «Halten sie still, Opa», sagte die Krankenschwester, die ihn festhielt. «Natürlich sind sie der Nikolaus. Es gibt auch Leute, die sich für Napoleon halten. Aber nun müssen wir brav schlafen, Opa, brav schlafen.»

Illustriert von Regina

Ein spezieller Samichlaus

für Gerd

Dieser Samichlaus-Tag war nicht so ganz das Wahre. Von den Ästen tropfte ein lauer Frühlingsregen und der Boden matschte. Das bisschen Schnee, das der Winter bereitgehalten hatte, war schon im November geschmolzen. Die Erwachsenen verbreiteten eine betont aufgeräumte Stimmung, verteilten heissen Tee aus Thermoskannen und Blachen um darauf zu sitzen. «Megablöde Idee, draussen im Wald Samichlaus zu spielen», murrte Max. «Bestimmt hätte es auch im Fernseher einen zu sehen gegeben.»
Als das grosse Feuer aus mitgebrachten Buchenholzscheiten lustig flackerte und auch der Himmel ein Einsehen hatte, besserte sich die Stimmung. Die aufgespannten Schirme wurden zum trocknen rund um das Feuer in den Erdboden gesteckt und sahen aus wie riesige Giftpilze. Nur der Samichlaus war noch nicht da.
«Kommt er mit einem Eselchen?» fragte die kleine Annegret.
«Bestimmt», versprach ihre Mutter lächelnd.
«Ist selber ein Esel», murmelte Max.

Ein weisser, schlammverspritzter Combi fuhr auf die Lichtung. Am Steuer sass der Samichlaus. Die Erwachsenen atmeten hörbar auf.
«Hat er das Eselchen ins Auto verladen?» fragte Annegret mit kritisch gerunzelter Stirne.
«Vielleicht», beruhigte ihre Mutter unsicher.
Der Samichlaus stieg aus, winkte kurz zur Gruppe am Feuer herüber, stapfte um das Auto herum und öffnete die Hintertüre. Dann zog er zwei Rampen aus Leichtmetall heraus und setzte sie hinten am Auto an.
«Eselchen, komm, komm!» rief Annegret.
Doch über die Rampe kam kein Esel, sondern – ja, was war denn das? – ein Elektrorollstuhl mit einer Hexe drin, oder einer Frau, die wie eine Hexe aussah, oder eine, die sich als Hexe verkleidet hatte?
Die Erwachsenen begannen miteinander zu flüstern. Die Hexe rollte auf das Feuer zu, der Samichlaus trottete hinterher. Betretenes Schweigen in der Gruppe.
«Da sind wir also», sagte der Samichlaus verlegen, und Herr Rot rief geistesgegenwärtig: «Willkommen, Samichlaus!» «Willkommen, Grüezi, grüezi», unterstützten ihn die anderen Erwachsenen. Die Kinder schwiegen misstrauisch. Der Samichlaus trat von einem Fuss auf den anderen. Doch dann besann er sich auf sein Amt, nahm umständlich ein grosses Buch aus seinem brauen Jutesack und begann daraus vorzulesen: «Liebe Kinder, wart ihr auch schön brav das ganze Jahr?»
«Aber, das ist doch Gerd?», rief Silvia empört. Ihr Bruder puffte sie in die Seite. «Sei doch still!» zischte er. «Natürlich ist es Gerd, als Samichlaus verkleidet. Aber Mami glaubt doch, er sei echt.»
Silvia blickte ihn ungläubig an. «Wirklich?»
«Ja, ich habe gefragt, ob sie glaube, dass der Samichlaus echt sei,

und sie hat genickt.»
Silvia zog resigniert die Schultern hoch. Die Erwachsenen waren manchmal schon sehr naiv.
«Weiss eines von euch ein Sprüchlein?» fragte der Samichlaus, wie er es sich notiert hatte. Silvia trat vor. Sie wollte ihm die Show nicht stehlen:

«Sami niggi näggi,
hinderem Ofe stegg i,
gimmär Nuss und Birä,
so chum i hindäführä»,

rezitierte sie laut und deutlich.
«Brav, brav», murmelte der Samichlaus.
«Aber der Spruch ist doch frech», empörte sich Roland. «Warum sagt er denn brav?»
«Siehst du, das ist Gerd, der checkt das nicht richtig», flüsterte ihm Silvia ins Ohr. Jetzt stand Max auf und pflanzte sich frech vor dem Samichlaus auf.

«Samichlaus, du gutä Ma.
Ich muess jetz schnäll es Händy ha.
Au en Skuter, Rollerpleits, Snowbords und Schi
Hoff ich, dass die sind derby.
Und Samichlaus, bring dänn au viel
Megageili Compiuterspiel.
Samichlaus, du guete Ma
Ich muess das alles sofort ha!»

Die Erwachsenen tuschelten beunruhigt und der Samichlaus dröhnte zerstreut: «Brav, brav, liebe Kinder.» Roland liess sich

resigniert auf die Blache fallen und höhnte: «Der weiss ja gar nicht, was ein Samichlaus sagen muss.» Annegret rief ungeduldig: «Samichlaus, warum hast du eine Hexe statt eines Eselchens mitgebracht?» Der Samichlaus räusperte sich, warf seiner Begleiterin einen Blick zu und begann: «Ja, also, das war so, ähm ...» Aber die Hexe, oder die verkleidetete Hexe, oder die Frau im Rollstuhl, die wie eine Hexe aussah, unterbrach ihn. «Überlass das mir, Samichlaus!» Sie fuhr surrend näher zum Feuer und rief mit krächzender Stimme: «Setzt euch hier zu mir, ich will nicht schreien, wenn ich meine Geschichte erzähle.» Murrend gehorchten Erwachsene und Kinder, nur der Samichlaus blieb stehen und blätterte hektisch in seinem Buch.

«Also», begann die Hexe:

«Die Geschichte, wie Hexe und Samichlaus Freunde wurden.»

Ich lebe schon viele, viele Jahre in diesem Wald, Hexen leben im Wald, das wisst ihr doch? – ja klar, das wisst ihr. Der Samichlaus, der für diese Gegend zuständig ist, lebte auch hier. Samichläuse leben im Wald, das wisst ihr ebenfalls, ja? Wir hatten nicht viel miteinander zu tun, doch wir liessen einander in Ruhe. Vor Weihnachten brachte er mir jeweils einen Grittibänz und ich schenkte ihm ein paar Pfefferkuchen. Ich bin nähmlich bekannt für meine Pfefferkuchen. Ein altes Rezept, von einer berühmten deutschen Hexe, die vor 399 Jahren gestorben ist. – Aber Kinder, ihr glaubt doch nicht etwa diese Hänsel und Gretel-Story? – also nein, Kinder essen! – Pfui, wer möchte schon so was «Grusiges». Da lob ich mir ein paar knusprige Heuschrecken oder fette Maden an Fliegenpilzsauce, hmmmm. Und auch die Idee mit

dem Pfefferkuchenhäuschen, – sowas Abstruses. Würde ja beim ersten Regen zusammenkrachen. Nein, nein!

Wo bin ich stehengeblieben? Ach ja, der alte Samichlaus . Ich schenkte ihm also jedes Jahr einen meiner köstlichen Pfefferkuchen. Aber letztes mal hat er gesagt: «Ich gehe weg, Chrüsimüsi.»
Chrüsimüsi, so heiss ich nämlich. Habt ihr das gewusst? Nein? Also, er sagte: «Ich gehe weg, Chrüsimüsi.» Und dann hat er doch wahrhaftig in seinen langen, weissen Bart gebrummelt, er hätte die Nase voll von seinem Job und dem Leben im Wald. – Also das verstehe ich schon gar nicht. In der Stadt könnte ich nie leben, nie! Dort hat es doch giftige Luft. Der Samichlaus murmelte, der Rheumathismus und das Zipperlein plagen ihn in der zugigen Hütte. Als dann noch sein alter Esel starb, ist er plötzlich verschwunden. «Nach Hawai in die Badeferien», munkelten die Waldkobolde.
Eines Tages war die Samichlaus-Hütte wieder bewohnt, aber nicht von einem richtigen Schweizer-Samichlaus, sondern von einem Asylanten. Nein, Hexenkraut und Höllensaft noch einmal, das geht doch nicht! Ein deutscher Wirtschaftsflüchtling als Samichlaus.
Nein, nein, nein – dass das die Behörden bewilligen, verstehe ich nicht. Da musste ich doch selber etwas tun, um ihn zu vertreiben, die Waldkobolde fanden das auch. Zuerst versuchte ich es mit Farbzauber. Ich hexte ihm jeden Tag eine andere Farbe in den Bart. Das ist ein Hexenspruch, den ich sehr gut beherrsche. Man muss dazu etwas Farbe in die Bartbürste streichen, und das hab ich immer gemacht, wenn der Samichlaus joggen ging. Einmal hatte er einen tiefgrünen Bart, mal einen lila. – Lacht nicht! Warum lacht ihr? Das sieht doch läppisch aus, so ein

lila Bart. Und der Samichlaus war so blöd, dass ihm das sogar gefiel. Ich sah ihn mal mit einem blauen Bart herum tanzen. Richtig kindisch.

Dann haben die Waldkobolde versucht ihn zu vertreiben. Sie sind in der Nacht heulend um sein Haus geschlichen. Aber dieser deutsche Samichlaus hat einen unverschämt guten Schlaf. Ich habe ihn bis zu meinem Häuschen schnarchen hören.

Als der Samichlaus mit dem Backen der Grittibänze begann, habe ich ihm Hexensuperhefe in den Teig gestreut. Hi hi, diese Grittibänze hättet ihr sehen sollen! Der Samichlaus hat verblüfft den Kopf geschüttelt, als er sie aus dem Backofen zog. Riesig, dick und gross sahen sie aus, und alle haben zusammen geklebt, weil der Backofen natürlich zu klein war für diese Megabänze. Hi hi, ich habe mich hinter einem Baumstamm versteckt und zugeschaut. Aber statt sich zu ärgern hat er nur gelacht. Unerhört! Er hat alle Grittibänze rund um die Samichlaus – Hütte aufgestellt und laut gerufen: «Kommt, ihr Vögel und Tiere des Waldes! Der Sankt Nikolaus hat euch den Tisch gedeckt»!
So was Dummes. Wie wenn Tiere die Menschensprache verstehen würden. Ueberhaupt – St. Nikolaus – das heisst doch bei uns Samichlaus. Mindestens unsere Sprache hätte er mal lernen können. Wenn ich in Deutschland bin, spreche ich auch Deutsch. Aber diese Asylanten meinen immer, man müsse sich nach ihnen richten…
Schon gut, Samichlaus, ich sag ja nichts mehr. Ich hab ja nichts gesagt.

Wo bin ich stehengeblieben? Ach ja, vorletzte Woche, nun ja, da wollte ich halt eben dem Samichlaus noch ein kleines Streichlein

spielen. Bei einem Ausflug mit meinem Besen habe ich gesehen, dass hinter der Migros harassenweise verdorbenes Obst und Gemüse aufgestapelt war. Ich schnappte mir einen Sack voller matschiger Aepfel und fauler Tomaten und flog schnurstracks zu der Samichlaus-Hütte. Dummerweise war das Dach etwas glitschig. Als ich eben den letzten Apfel durch den Kamin hinunter schmiss und mich beinahe kaputt lachte, weil der Samichlaus so laut schimpfte, da – ja da – glitt ich aus und stürzte vom Dach. Natürlich wollte ich mich an meinem Besen festhalten, aber der ist leider auch nicht mehr der Jüngste. Knacks, brach er entzwei. Ich sage euch, auch mein Bein machte knacks, meine Knochen sind ebenfalls nicht mehr die Jüngsten. Au au au, tat das weh. Hexisch weh, oi oi oi. Ich schrie, so laut ich konnte, und ihr könnt mir glauben, ich kann sehr laut schreien. Der Samichlaus kam herausgestürzt, ganz schwarz vom Russ und der Asche, den meine faulen Aepfel und matschigen Tomaten aufgewirbelt hatten. «Ach die Frau Chrüsimüsi», sagte er. Also das regte mich gerade wieder auf. Kann der nicht normal reden? Es tönte wie «Grüsimüsi». «Diesen Kompost in meinem Kamin habe ich wohl Ihnen zu verdanken und die Farbe in meiner Bartbürste und ...»

«Ja ja, aber der Lärm in der Nacht war nicht von mir. Das waren die Waldkobolde», sagte ich schnell. Nicht dass er mir das auch noch in die Schuhe schiebt. Aber an den Waldkoboldenlärm erinnerte sich der Samichlaus natürlich nicht mehr. Kein Wunder, er hatte ja so tief geschlafen und geschnarcht.

«Au, au!» jammerte ich, «ich bin schwer verletzt. Hilf mir endlich!» Aber er konnte es nicht lassen zu moralisieren: «Das kommt davon liebe Frau Grüsimüsi, wenn man den andern zuleide lebt.»

«Das kommt davon liebe Frau Grüsimüsi, wenn man den an-

dern Leuten zuleide lebt», äffte ich ihn nach. Das nervt mich, wenn man mit mir wie mit einem Kind spricht. Ein Wunder, dass er nicht noch nach einem Samichlaus-Sprüchlein fragte. Doch dann hat er sich recht anständig verhalten, das muss man ihm lassen. Er hat mein Bein richtig super geschient, denn er war früher in Deutschland mal Arzt. Dann hat er mich in seinem Auto nach Hause gefahren. Er hat meinen Ofen eingeheizt, hat Holz bereitgelegt, damit ich nicht zu frieren brauche und ist jeden Tag gekommen mit einem heissen Süppchen, einem Grittibänz oder frisch gebackenem Brot. Und jetzt hat er mir sogar einen Rollstuhl besorgt, damit ich im Wald herumfahren kann. Darum hab ich beschlossen, ihm heute zu helfen. Grossartig von mir, nicht? Ich habe euch sogar allen einen Pfefferkuchen mitgebracht, die besten Pfefferkuchen in ganz Europa. Wie gesagt, das Rezept habe ich von einer alten deutschen Hexe.»

Die Hexe Chrüsimüsi öffnete eine sehr schön bestickte Tasche und verteilte Pfefferkuchen an Erwachsene und Kinder. Auch der Samichlaus schüttelte aus seinem Sack Nüsse, Schokolade und Gummibärchen auf die Blachen, auf denen alle sassen. Dann verabschiedeten sich die Beiden schnell, stiegen und rollten ins Auto und fuhren davon.

Max flüsterte mit den andern Jungs und stellte sich dann breitbeinig vor die Erwachsenen hin. «Etwas stimmt nicht mit den Zweien, das sage ich euch. Das war kein echter Samichlaus und auch die Hexe ist nicht echt. Vielleicht sind es verkleidete Terroristen oder Einbrecher. Hat niemand ein Handy, damit wir die Polizei anrufen können?» Sein Vater sah missmutig zu ihm auf. «Mach dich nicht so wichtig, Max! Wie kommst du auf die Idee, dass die Beiden Verbrecher sind?»

«Asylanten sind oft Verbrecher.»

«Jetzt mach aber einen Punkt, das ist ein Vorurteil und du bist ein fremdenfeindliches Arsch!» empörte sich Claudia, die schon beinahe erwachsen war und bisher etwas gelangweilt abseits gesessen hatte. Jetzt rückte sie näher und Erwachsene und Kinder verfielen in eine heftige Diskussion.
Die kleine Annegret war in Gedanken versunken. Plötzlich stampfte sie auf und rief: «Ich weiss, dass die Hexe echt ist.» Annegrets Mutter sah sie neugierig an und die andern verstummten. «Warum meinst du?»
«Weil sie die Waldkobolde kennt. Darum muss sie echt sein. Die Waldkobolde würden doch merken, wenn die Hexe nur eine verkleidete Hexe wäre.»

Frau Moser stand auf. «Diese Logik überzeugt mich vollkommen. Gehen wir nach Hause, mir wird kalt.»

Illustriert von Simone

Heilig Abend

Mit einem Seufzen klappte sie ihr Laptop zu. Sie hatte allen Bekannten ein launiges Weihnachtsmail geschrieben, hatte es aus ihrer Sammlung von Animationen mit einem flackernden Kerzchen verziert, hatte am Ende ein paar lustige Nikoläuse hinzugefügt, hatte Musik dazugegeben... Auf dem Computer kannte sie sich wirklich aus.

Und nun? Heilig Abend war's und sie war allein. Vor dem Fenster drängten sich graue Schwaden. Auch der Gedanke an morgen war nicht gerade aufheiternd. Pflichtbesuch bei den Eltern und dazu die Schwester, diese Klette, diese Nervensäge. Schon immer war ihr diese jüngere Schwester überflüssig erschienen. Dabei hatte die noch ständig das Gefühl, sie käme zu kurz. Eigentlich war sie selber ja zu kurz gekommen, verdrängt von dieser schwierigen Nachzüglerin. «Monika, du bist doch die Ältere und Vernünftigere. Kannst du nicht mal einen Moment auf Rosie aufpassen?» « Musst du sie immer provozieren?» «Jetzt gebt aber mal Ruhe, ihr zwei!»

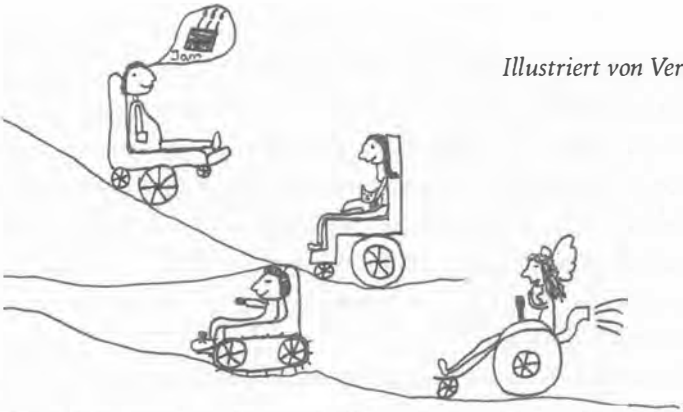
Rosie würde natürlich wieder zu viel reden, zu viel saufen und so nerventötend bemüht sein, es allen Recht zu machen. Und Papa würde beschwichtigen, Rosie nochmals ein Gläschen einschen-

ken, trotz Monikas wütendem Protest und die gewohnten alten Geschichten zum Besten geben. Und Mama würde gequält die Stirne runzeln. Ach, ach! Monika stand auf und stellte den Laptop an seinen gewohnten Platz. Alles war so schön aufgeräumt bei ihr, alles glänzte. Es gab nichts mehr zu tun. Und heute war Heilig Abend. Das Fest der Liebe. Ach ja, sie hatte eine Menge Liebe in sich. Sie würde gerne wie ihre Freundin in Afrika die Waisenkinder pflegen. Claudia hatte schon oft geschrieben: Komm doch, wir brauchen dich. Bis jetzt war sie einfach nicht dazu gekommen. Aber sie hatte tausend Franken auf das Konto der Stiftung überwiesen. Das war doch auch was. Seltsamerweise machte der Gedanke sie nicht froh. Monika setzte sich in ihren bequemen Designersessel, drückte auf dem Fernbedienung die Taste für klassische Musik und versuchte, in ihrem Roman weiter zu lesen. Leise erklang eine Instrumentalversion von »Stille Nacht».

Heilig Abend, was war denn das schon besonderes? Ein Tag wie andere auch. Man machte viel zu viel sentimentales Aufheben darum. Aber der Gedanke an Rosie liess sich einfach nicht vertreiben. Was machte wohl die dicke, jüngere, etwas verwahrloste Schwester an so einem Abend? Sicher wieder saufen. Monika lachte gereizt auf. Ein Fest der Liebe? Der Pfarrer hatte gut predigen... «Eure Nächsten sind die Leute um euch herum, eure Nachbarn, eure Mitarbeiter », hatte er gesagt. «Eure Nächsten sind nicht die Menschen irgendwo weit weg.» Monika merkte, dass sie das Buch falsch herum hielt. Nocheinmal versuchte sie zu lesen. War ihre nervige Schwester ihre Nächste? Vielleicht war Rosie auch allein. Vielleicht könnte sie mal anrufen... Ach was!
Die Buchstaben verschwammen vor Monikas Augen. Das Ende des Musikstücks hatte sie nicht gehört. Eine halbe Stunde später stand sie energisch auf, griff zum Handy und wählte eine Nummer.

«Ach du bist es, Monika», sagte Rosie mit unsicherer Stimme.
«Ja, ich wollte mal anrufen und fragen was du machst.»
«Oh, nichts Besonderes. Ich werde wohl später an den Abend der Heilsarmee gehen. Die haben dort immer einen sehr schönen Weihnachtsbaum. Echt. Grösser als wir früher zu Hause. Erinnerst du dich, Moni, an unsere Weihnachtsbäume, früher?»
«Kann ich mitkommen?»
Am anderen Ende der Leitung blieb es still. Monika wollte schon patzig sagen: «Ist schon in Ordnung wenn du allein gehen willst. Ich bin ohnehin noch eingeladen bei Freunden», als am anderen Ende Rosie flüsterte: «Würdest du wirklich mitkommen? Das ist doch nichts für dich.»
Stille. Und dann mit einem hörbaren Ausstossen der Luft:
«Aber ich würde mich wahnsinnig freuen, mit dir zu gehen. Echt, das wäre cool.»

Monika liess sich die Adresse des Lokals geben und beendete dann das Gespräch. Leise summend machte sie sich daran, ein paar kleine Dinge in Weihnachtspapier zu wickeln. Plötzlich fühlte sie sich seltsam glücklich.



Illustriert von Vera

Das Krippenspiel der Freaks

Kennen Sie die Freaks? Nicht? Wirklich nicht? Dann ist es aber höchste Zeit, dass Sie mit ihnen Bekanntschaft schliessen. Freakland ist ein ebenes Land, in Irgendwo, nahe bei Überall. Seine Bewohner leben im Rollstuhl, sind zu dick oder zu dünn, Idioten oder schwul – normal sind sie jedenfalls nicht und NORMAL ist im Freakland auch das schlimmste Schimpfwort. Von den Freaks gibt es hunderte von Geschichten, die meisten in den Wind erzählt. Einige wurden auch aufgeschrieben, wie zum Beispiel diese:

Weihnachtszeit; Die Luft wirkte milder und die königlichen Katzen musizierten ausgiebiger. Nur bei den Menschen schien etwas nicht ganz zu stimmen. Max-Max war mit einer grösseren Anzahl gestohlener Kinder aus dem Menschenland zurückgekehrt als gewöhnlich. Er hatte sich, umringt von den niedlichen Kleinen, auf einen Stein gesetzt und wirkte sehr niedergeschlagen. Auf das Drängen der Freaks hin erzählte er, die Menschen im Menschenland seien fortwährend hektisch durch die Strassen gerannt,

richtig normal, und hätten keine Zeit für Kinder gehabt. Eine schlimme, nervöse Stimmung herrsche überall. Die verlassenen Kinder hätten sich ihm förmlich aufgedrängt, damit er sie stehle und zu den Freaks bringe.
Nun waren sie also da, etwas traurig und ruhiger, als es Kinder sein sollten. «Die Menschen sind normal geworden», seufzten die Freaks beklommen. Und wie wir wissen, ist «normal» die allerschlimmste Krankheit, die es gibt. «Wie können wir ihnen nur helfen?» Aber die dicke Nelly rief: «Normal waren sie doch schon immer. Nur vielleicht nicht ganz so ausgeprägt.» Damit hatte sie leider wirklich recht, und weil das im Moment doch niemand ändern konnte, hörten die Freaks auf zu seufzen und wandten sich freakischeren Dingen zu. Um die armen Kleinen wieder aufzuheitern beschlossen die Freaks, für sie ein Theater zu inszenieren. Ein Theater – warum nicht ein Krippenspiel, jetzt in der Weihnachtszeit? Natürlich kannten die Freaks die heilige Geschichte. Hin und wieder wenn die Schriftstellerin zu faul war, eigene Geschichten zu erfinden, erzählte sie den gestohlenen Kindern von Maria und Josef und dem kleinen armen Würmlein im Stall. Auch der König gab an langen Sommerabenden gerne diese Geschichte zum Besten.

Und so wollten sie nun also den neu angekommenen Kindern zum Trost, ein Krippenspiel aufführen. Leider gab es gleich zu Beginn einige Unstimmigkeiten, denn natürlich beharrte der König wiedermal auf seinem königlichen Recht, die Hauptrolle zu spielen. Die Hauptolle ist, wie ihr sicher wisst, die des Josef. Der Krumme Karren-Kari hätte viel besser für diese Rolle gepasst, weil er eine Glatze hat, auf der der Heiligenschein gut wirken würde und weil sein Rollstuhl aus Holz ist. Doch um des liebens Friedens willen fügte man sich in des Königs Wünsche. Der krummen Karren-Kari

übernahm dafür die Regie. Prinzessin Ludmilla spielte die Maria. Sie war ein bisschen alt dafür, aber, wie gesagt, die königliche Familie pochte auf ihre Vorrechte. Das ist nicht schön, finde ich. Ich schäme mich, es zu gestehen, aber leider leider menschelt es auch im Freakland bisweilen. Sogar das Kripplein gab zu Diskussionen Anlass. Der König wollte ein kleines goldenes Rollstühlchen spendieren. Es gehe doch nicht an, dass das Himmlische Kind in einer Holzkiste liegen müsse, meinte er majestätisch. Aber nun wurde nicht mehr auf ihn gehört. Die Rollstuhlflicker bastelten aus alten Rollstuhlteilen eine hübsche Krippe, die beinahe echt aussah, und der Freakzauberer zauberte das Stroh dazu. Zum Glück gab es bei der Rolle des Jesuskindes keine Probleme. Die Wahl fiel einstimmig auf die kleine Annegret, das jüngste der gestohlenen Kinder. Sie sah mit den blonden Locken und den rosa Pausbacken wirklich aus wie das Jesulein persönlich. Allerliebst!

Einige Freaks hatten in der Waldlichtung eine Bühne aufgestellt, mit Rampen auf allen Seiten, damit die Rollstuhlfreaks hinaufrollen konnten. Rundherum verzierten sie die Bühne mit Girlanden aus Krepppapierrosen und lila Feenzöpfen. Einige neugierige Freaks, die schon früh angerollt kamen, staunten nicht schlecht über die Pracht und konnten der Ohs und Ahs nicht genug tun.

In einer schönen, klaren Sternennacht, war es also soweit. Die Freaks samt den gestohlenen Kinder versammelten sich erwartungsvoll rund um die Bühne. Niemand war zu Hause geblieben. Sogar ein paar Feen, wunderschön und durchsichtig, die zufälligerweise gerade bei der Fee-mit-den-vier-Rädern-am-Hintern zu Besuch weilten, waren gekommen. Sie sassen auf goldenen Sesseln, hielten Tassen mit Feentee in den zarten Händen, und plauderten angeregt mit dem Freakzauberer, der zur Feier des

Tages, sein drittes Bein angezogen hatte. Alle harten Ge- und Unge-duldig der Dinge, die da geschehen sollten. Endlich konnte das Spiel beginnen. Das Kripplein stand bei Öchslein und Eselein in der Mitte der Bühne. Auf beiden Seiten sassen in ihren besten Rollstühlen der König und seine Schwester Ludmilla. Ludmilla hatte ein blaues Tuch malerisch um den Kopf geschlungen, damit man merkte, dass sie die Maria war. Der König hatte es sich nicht nehmen lassen, seine Krone aufzubehalten.

Alle ganz nett. Aber das Netteste war doch die kleine Annagret. Sie lag nackt in der Krippe und plauderte freundlich mit Öchslein und Eselein und mit Max-Max, der als Engel verkleidet auf einem Stuhl stand. Ursprünglich hatte sich ja die Fee-mit-den-vier-Rädern-am-Hinter um diese Rolle beworben, doch am Rollstuhl konnte man die Flügel schlecht befestigen. Und so hatte sie sich zurückgezogen. Nun, Max-Max sah sehr imponierend aus, das fanden alle Zuschauer.

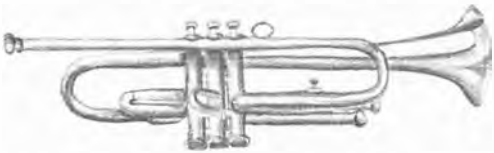
Zuerst sangen die Katzen mit den dicken Hunden zusammen die berühmte Katzen- und Hundesonate, die sechs Stunden dauern und hauptsächlich aus Wau, mit vereinzelt eingestreuten Miau im Sopran bestanden. Die Schriftstellerin und die dicke Nelly verteilten unterdessen geringelte Schleckstengel. Dann kletterte Stottoter-Otto auf die Bühne. Er spielte den Verkündungsengel und stotterte stolz und eindrücklich die frohe Botschaft. Die Stummen und die Brillenschaagis waren die Hirten. Für die himmlischen Heerscharen hatte der krumme Karren-Kari eine Gruppe von Idioten bestimmt. Zwar singen die Blinden klarer und reiner, doch die Idioten singen fröhlicher, und das war in diesem Fall wohl die Hauptsache. Die Blinden spielten dafür die Heiligen drei Könige. Es waren sieben Könige statt drei, und alle sieben hatten

sich als Mohrenkönig mit Schuhcreme das Gesicht geschwärzt. Doch daran störte sich niemand. Der weisse Blindenstock passte gut zum schwarzen Gesicht, und sieben Könige sind besser als drei. Darin waren sich alle einig. So bekommt das Jesuskindlein mehr Geschenke.

Einen kleinen Zwischenfall gab es noch, als der Stuhl zusammenkrachte, auf dem Max-Max als Engel stand. Max-Max ist sehr dick, müsst ihr wissen, und er hat ums Leben gern Wegessereien. Einer der heiligen sieben Könige hatte dem Jesulein eine wunderbar riechende Wegesserei gebracht. Als sich nun Max-Max zu weit vorbeugte, um sich ein Stück davon zu schnappen, krachte eben der Stuhl. Max-Max fiel auf das Öchslein und brach sich einen Flügel. Aber das war nicht weiter schlimm. Annegret schenkte Max-Max zum Trost die ganze Wegesserei und alle Freaks klatschten herzlich.

Eine gelungene Aufführung. Der König, als Josef, hielt den Mund, was äusserst selten vorkommt. Prinzessin Ludmilla spielte eine liebevolle Maria, und die Idioten sangen laut und falsch und wunderschön: «Ehre sei Gott in der Höhe, und Frieden auf Erden, und den Freaks und den Menschen ein Wohlgefallen.» Zum Abschluss gab es Kaffee und Kuchen.

Illustriert von Andrea



Die Zärtlichkeit des Sonntagsbratens

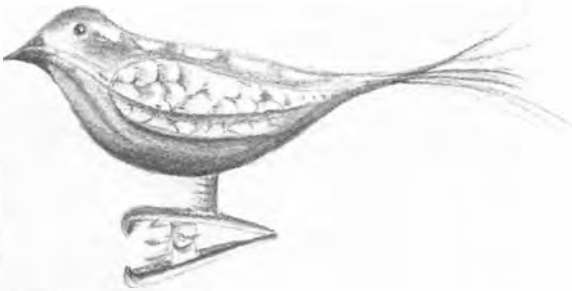
Mutter tastet mit unruhigen Händen durch das raschelnde, vom jahrelangen Wiedergebrauch zerknitterte Seidenpapier. Rauhe, abgearbeitete Hände mit braunen Flecken in Bergen gelblich-weissen Papiers, das über den Rand der Schachtel herausquillt und wie schmutziger Schnee auf dem Blau des Teppichs liegt. Schliesslich haben ihre Finger Halt gefunden an einer Kugel, und sie hebt sie hoch. Die Kugel ist von Kerzenwachs vertropft und an einigen Stellen schon matt. «Was hat die für eine Farbe?»

«Rot mit weissen Tupfen», sagt Sarina mit leuchtenden Augen und Mutter bemerkt zufrieden: «Ha, ja, die habe ich zu unserer ersten Weihnachten gekauft. Diese alten Kugel sind doch viel solider als die heutigen.» Vorsichtig fährt sie mit der Hand über die zerbrechliche Rundung, streicht wiedererkennend mit den Fingerkuppen über die Wachstropfen, die ein eigenes, unregelmässiges Muster bilden.

Ich kenne die Geschichte. Mutter hat sie öfters erzählt, wenn Vater dabei war, wenn er zufrieden ein Glas Wein vor sich stehen hatte – kleine, bittere Seitenhiebe, über die er schmunzelte, die ihn nicht zu berühren schienen: Für die erste Weihnacht als Ehefrau, mit einem zwei Monate alten Töchterchen, hatte sie voller Eifer und Freude ein winziges Tannenbäumchen geschmückt und mit am Munde abgespartem Geld ein paar Kugeln dazu gekauft: Christbaumschmuck, wie es ihn in weissen Kartonschachteln zu vier Stück im Konsum an der Dorfstrasse zu kaufen gab. Weihnachten hatte für sie immer eine besondere Bedeutung. In der Adventszeit konnte sie Kinderaugen bekommen und wochenlang geheimnisvolle Betriebsamkeit entwickeln. Auch nachdem sie blind geworden ist, hat sie es immer geschafft, für uns alle, selbst für hilfsbereite Nachbarinnen und die Gemeindeschwester, Geschenke bereit zu halten; hübsch eingepackt, auf einem goldenen Stückchen Karton mit Blindenschrift den Namen vermerkt.

Damals allerdings, an dieser ersten Weihnachten im fremden Dorf, im fremden Haus, mit der zänkischen Schwiegermutter, bekam das Fest einen bitteren Beigeschmack. Sie hatte das Bäumchen geschmückt, gerüstet, den Tisch gedeckt, beim Warten für das schlafende Kind eine erste Kerze entzündet. Aber der junge Ehemann war am feiern mit Kollegen. Spät erst kam er nach Hause und besoffen, lustig zwar und gemütlich, wie immer, wenn er ein Gläschen zuviel getrunken hatte. Aber Frieda hatte es zu diesem Zeitpunkt bereits die Stimmung zerschlagen, und das kleine Tannenbäumchen wurde unbeachtete in eine Ecke gestellt.
In den Jahren, als Daniel und ich Kinder waren und Generationen von jungen, spielbegeisterten Katzen mit uns aufwuchsen, wurden diese alten Kugeln stets unten hingehängt, damit die den Katzen als erste unter die Pfoten gerieten. Doch die jungen Katzen klet-

terten hartnäckig zuoberst hinauf in den Baum und zerschlugen regelmässig von dem neuen, modernen Christbaumschmuck.
«Also, häng die auf!», befiehlt Mutter, und Sarina befestigt die Kugel an der alleräussersten Spitze eines Zweiges. Es ist eine grosse, gleichmässig gewachsene Tanne, die die Stube mit einem feinen, herben Duft nach Wald und Geheimnis erfüllt. Vater hat wieder, wie jede Weihnachten in all den Jahren, seinen Stolz darein gesetzt, den schönsten Baum in der Dorfgärtnerei auszuwählen, eine Weisstanne, die bis an die Decke reicht, die kaum Platz lässt für den alten, krummen Flitterstern an der Spitze. Immer war es so, wir hatten den prächtigsten Baum in der Nachbarschaft, einen Baum, der nie unseren Finanzen entsprach. Und jedes mal schimpfte Mutter: «Wie unvernünftig, Erwin, hätte es ein kleinerer nicht auch getan?»
Ein kleinerer hätte es eben nicht getan. Auch sie wollte es im Grunde nicht anders; das Lamentieren gehörte zum alljährlichen Zeremoniel. Wir wären uns wohl sehr arm vorgekommen, wenn ausgerechnet am Christbaum gespart worden wäre.
Es hängen bereits drei Kugeln an dem Zweig, an dem Sarina hantiert. Sie bevorzugt natürlich die niedrigen Äste. Andere sind dafür leer ausgegangen. Oben ist der Baum völlig kahl, bis auf die Kerzen, die Vater schon am Tag zuvor aufgesteckt hat. «Schön!», sagt Sarina und klatscht in die Hände. «Schön, nicht wahr, Ursula?»
Mutter fragt misstrauisch zu mir herüber: «Macht sie es richtig?»
Ich beeile mich zu bestätigen: «Ja, ja, sie macht es sehr gut.» Und ich meine es auch so. Sarina schmückt den Baum so, wie sie es versteht, und wenn er ihr gefällt, ist es gut.
Mutter hat sich wieder über die aufeinander gestapelten Schachteln gebeugt und bringt Trompeten, Glöcklein und Vögelchen zum Vorschein. Ich kenne sie alle aus meiner Kinderzeit. Jedes Jahr, ein paar Tage vor heilig Abend, wurden die Schachteln aus dem



Estrich herunter geholt, der Staub weg gewischt und vorsichtig ausgepackt: Trompeten, die richtig tönen, Glöcklein, die klingen, mit kleinen, silbernen Schwengeln, weissbestäubte Tannenzapfen. Wunderdinge – nicht zu vergleichen mit dem falsch glitzernden Weihnachtsschmuck aus den Warenhäuser, den es heute zu kaufen gibt.

Sarina wühlt eifrig mit, und ich erinnere mich daran, wie wir uns als Kinder mit demselben Vergnügen und wahrscheinlich demselben Glanz in den Augen über diese Kisten hergemacht haben.

«Oh, schön, schön», sagt sie, «schau, Ursula, wie herrlich!»

Herrlich? Das hochdeutsche Wort tönt fremd aus ihrem Kindermund. Eine kleine, zärtliche Erinnerung an Alice. Muriel und Sarina haben eine Menge Ausdrücke von ihr übernommen, bei den langen Kauderwelsch-Hochdeutschunterhaltungen. Wahrscheinlich schmückt zur gleichen Zeit Alice in Deutschland bei ihren Eltern den Baum und überrascht ihre Neffen mit Schweizerdialekt Brocken.

Sarina kommt zu mir und legt vorsichtig ein mit silberglänzendem Schnee bedecktes Kirchlein vor mich auf den Tisch, mit einem losen Aufhängedrähtchen. «Flickst du das», bittet sie vertrau-

ensvoll. Ich versuche, das Drähtchen zusammenzudrücken und in die dafür bestimmte Öffnung zu stecken. Doch meine Finger rutschen kraftlos ab. «Probiere es selbst», sage ich und bemühe mich für mich selber um einen beiläufigen Ton. «Schau, so musst du es machen.» Sarina nickt verständnisvoll, befestigt geschickt den Draht und hängt das Kirchlein zu den drei roten Kugeln an ihren Lieblingsast. «Schön, Ursula. Gell!»

Der Hund bellt aus irgendwelchen unersichtlichen Gründen, und Vater kommt mit vollen Backen, noch kauend, aus der Küche hereingestürmt. Kritisch betrachtete er das Werk und meckert gleich los: «Was hast du denn da gemacht, Sarina? Drei rote Kugeln am selben Zweig. Kannst du nicht besser schauen? Siehst du denn nicht, dass das nicht zusammenpasst?» Und zu mir gewendet: «Musst es ihr eben sagen, wenn sie es falsch macht.»

«Misch dich nicht ein», sage ich. «Iss du deine Wurst und lass uns in Frieden.» Sarina wühlt unbeirrt weiter in den Schachteln. Es ist als ob sie das Schimpfen des Grossvaters gar nicht hören würde, als ob sie es als seine normale Umgangssprache begriffen hätte. Stundenlang, an jedem freien Nachmittag, steckt sie bei ihm. Und jetzt sagt sie belehrend: «Geh du in die Küche, Grossvater, den Christbaum machen wir Frauen, nicht wahr, Ursula?» Mutter sieht mit blicklosen Augen zu mir herüber, versucht, die grauen Schleier zu durchdringen, damit sie ein Loch fände, einen Ausschnitt der Bilder die sie umgeben. «Stimmt das wirklich?», fragt sie unmutig. «Hat sie drei rote Kugeln zusammengehängt? Aber das ist doch wirklich nicht schön. Komm Sarina, zeig der Grosi, wo die drei roten Kugeln sind.» Sarina nimmt sie an der Hand und führt sie zum Baum. Dabei stibitzt sie schnell ein Stück Schokolade, steckt es in den Mund und blinzelt mir zu. Mutter löst ungeschickt eine Kugel vom Ast und befestigt sie an einem andern, an dem auch schon drei rote hängen.

«Dieser Weihnachtsbaum ist doch wunderschön», lobe ich, «wirklich schön. Sarina und Mutter, ihr habt das prima gemacht.»

Während die beiden weiter in den Schachteln wühlen, den grauen und den blonden Kopf dicht zusammengesteckt, Girlanden und goldene Ketten aus dem Seidenpapier heraus klauben, wird mir plötzlich die Absonderlichkeit dieser Situation bewusst. Es kommt mir vor wie eine Szene aus Freakland; die blinde Grossmutter schmückt mit der sechsjährigen Enkelin den Weihnachtsbaum, während die gelähmte Tochter daneben sitzt und gute Ratschläge erteilt. Bald werden die anderen Mitglieder dieser verrückten Familie anrücken, sich um den Christbaum versammeln und «Oh du Fröhliche» singen.

Aus «Die Zärtlichkeit des Sonntagsbratens», Zytglogge Verlag 1986

Illustriert von Regina

Das WG-Jahr mit Samuel oder Merry Christmas

«Ich bin ja nicht fremdenfeindlich, aber wenn da plötzlich ein Neger aus der Küche tritt, denkt man sich schon seine Sache», sagte der Hausabwart, Herr Müller, und auf seiner Stirne erschienen zwei missbilligende Furchen. – Ich glaube, dies gab den Ausschlag, dass wir Samuel behielten.

Eigentlich hatten wir ihn nur vorübergehend aufgenommen, eine Woche, höchstens zwei. Sein Arbeitgeber, der Vater von Bruno, Bauunternehmer, hatte uns angerufen und mit Geschichten über enge, stickige Dachkämmerchen und Vermieterinnen mit Dracheneigenschaften an unser Gewissen appelliert. Wenn man in einer Wohngemeinschaft wohnt, hat man sozial zu sein. Wenn man in einer Wohngemeinschaft wohnt, und sei es räumlich noch so eng, rücken einem dauernd irgendwelche Randexistenzen nahe. Näher zum Beispiel, als in der grossen Vorstadtvilla meiner Freundin Annelies. Niemand, nicht einmal ich, käme auf die Idee, ihre soziale Verantwortung anzurufen, um ihr einen englisch ra-

debrechenden schwärzesten, schwarzen Asylanten aufzuhalsen, obwohl dort mindestens vier Zimmer leer stehen. Nein, Annelies und ihr Lebenspartner hatten bei früheren Anfragen schon entsetzt abgelehnt: «Wir können Fifi nicht mit fremden Menschen konfrontieren, das belastet seine empfindliche Psyche zu sehr.» Die empfindliche Psyche des neurotischen Dackels hatte es aber ohne weiteres bewältigt, bei uns zu hausen und mit unserer Katze Kämpfe auszutragen, als Annelies und Beat für vierzehn Tage in die Karibik abdampften, respektiv jetteten.

Nun, wir hatten also Samuel. Schon eine Stunde nach der vagen Zusage von Bruno: «Eventuell...vorübergehend...aber ich muss erst die Mitglieder der Wohngemeinschaft fragen...» waren sie da. Wir kamen nichts ahnend und müde von der Arbeit, standen im engen Gang herum und schauten etwas perplex auf den schwarzen Athleten und den kleinen älteren Mann, der daneben wie ein Zwerg wirkte, beide im blauen Arbeitskleid. «Ich dachte, ich bringe ihn gleich vorbei, wenn das kleine Lastwägelchen frei ist», sagte Brunos Vater und kratzte sich hinterm Ohr. «Die letzten zwei Tage hat er bei uns auf dem Diwan übernachtet, aber meine Rosa ist nicht so begeistert. Das muss man verstehen. Bei euch fühlt sich Samuel sicher wohler, lauter flotte, junge Leute.»
Nun ja, Fifi hatte sich bei uns auch wohl gefühlt, dachte ich resigniert und bat die beiden erst mal zu einem Kaffee mit Schnaps in die Stube.

Samuels gesamtes Gepäck befand sich hinten auf der Ladefläche des Lasters; einige fleckige Kartonschachteln, behelfsmässig mit Plastikbändern zusammen geschnürt. Die wurden erst mal hereingetragen und im ohnehin engen Treppenhaus aufgestapelt. Herr Jucker liess sich in unseren bequemsten Sessel fallen und erzählte

irgendwelche haarsträubende Geschichten aus Samuels Leben, dass er wegen seines christlichen Glaubens verfolgt wurde, im Kerker sass, wartend auf die Löwengrube und daraus im letzten Moment fliehen konnte, fliehen vor dem sicheren Tod in die Schweiz...
«Vor dem sicheren Tod», das betonte Herr Jucker immer wieder und tätschelte dazu Samuels braune Hand. «Ist aber ein braver Junge, unser Sam, hebt die schwersten Lasten ganz allein. Kann arbeiten wie ein Schweizer, wenn er will. Manchmal will er eben nicht, die sind das halt nicht so gewohnt. Aber Neger sind Menschen wie du und ich, hat ein gutes Herz, unser Samuel, ist ein Christ, versteht ihr? Er braucht unsere Nächstenliebe.» Herr Jucker liess sich nochmals Schnaps nachschenken. «Do you understand, Sam? Sind nette junge Leute hier. Mach ihnen keinen Ärger.»

Schüchtern und eifrig nickend, wie das Spendennegerlein in der Sonntagsschule meiner Kindheit stand Samuel neben Herrn Juckers Sessel. «Niemand hat gesagt, dass er hier wohnen kann, Vater», protestierte Bruno. Aber Herr Jucker hatte es plötzlich eilig: «Nun, dann geh ich wohl besser. Good by, Sam. God bless you – wissen Sie, ich habe mal in der Volkshochschule einen Englischkurs belegt. Das kommt mir nun mit den vielen Ausländern auf dem Bau zustatten. Leb wohl, Bruno, mein Sohn. Lass Dich wieder mal zu hause blicken. Deine Mutter hat öfters nach Dir gefragt.»

Zurück blieb eine überraschte WG, ein schwarzer Mann und der beissende Rauch von Herrn Juckers Stumpen. «Er kann ja mal ein paar Nächte im Gästezimmer übernachten», sagte Bruno kleinlaut. «Ich habe meinen Vater wirklich nicht versprochen, dass wir...»
Schweigend verzogen wir uns in unsere Zimmer.

In den ersten Tagen versuchte Samuel, sich als Schatten zu benehmen und war doch, trotz der dunklen Hautfarbe, so auffällig. Er fühlte sich sichtlich unbehaglich, wenn er mit uns zusammen am WG-Tisch essen sollte und unsere eifrigen Versuche, ihn ins Gespräch mit einzubeziehen, brachten ihn in peinlichste Verlegenheit. Viel lieber ass er allein in der dunkelsten Küchenecke, das Gesicht der Wand zugewandt. Wie er es gewohnt war, formte er mit den Fingern die zähen Kartoffelklumpen, tunkte sie in Fleisch- oder Fischsud und warf sie schmatzend geschickt in den offenen Schlund. Ganz im Zeichen von Offenheit-für-fremde-Kulturen versuchten es auch die Mitglieder der Wohngemeinschaft mit dieser bestecksparenden Form des Essens, gaben es aber saucebekleckert bald auf.

Wir hatten also Samuel seit ein paar Tagen als Gast bei uns, als der Abwart der Hausverwaltung vorbeikam. Samuel hatte in der Küche sein Fou Fou mit Fisch gekocht und das ganze Haus war durchzogen mit würzigem Fischgestank. Breit strahlend, mit leuchtend weissen Zähnen im schwarzen Gesicht, trat er aus der Küche, streckte dem zurückweichenden Herrn Müller seine Hand entgegen und dröhnte: «Hello, hello, you are wellcome!»

«Ich bin ja nicht fremdenfeindlich, aber wenn da plötzlich ein Neger aus der Küche tritt, denkt man sich schon seine Sache», sagte Herr Müller. Er rieb mit der Handfläche über den Stoff seiner grauen Arbeitsschürze, wie wenn er sich schmutzig gemacht hätte, und auf seiner Stirne erschienen zwei missbilligende Furchen.
Und jetzt erst recht, dachten wir. Wir gehören nicht zur Kategorie Abwart. Gegen diese Kategorie hatten wir fundierte Vorurteile: die Vorstellung von gestutzten Sträuchern, geschorenem Rasen und dem Verbot, laut zu lachen...

Nun erst recht, dachten wir und teilten Samuel mit, dass wir uns freuen, ihn als bleibendes WG-Mitglied zu begrüssen. Unser Leben änderte sich damit radikal.
Vorher waren wir eine ruhige WG gewesen. Ruhig, wenn nicht gar langweilig. Jede und Jeder ging der jeweiligen Arbeit nach und daneben möglichst die eigenen Wege. Doch nun mussten wir miteinander reden, jeden Abend, wenn wir beim Kaffee um den zerkratzten WG-Tisch sassen. Wir mussten reden, allein schon, damit wir einander über die neuesten Samuel-Stories auf dem Laufenden halten konnten.

Schon am ersten Sonntagnachmittag nach Samuels definitivem Einzug drang fröhliches Stimmengewirr, schallendes Lachen, Händeklatschen und hämmernde Musik in mein stilles Zimmer – ungewohnte Klänge und ungewohnt laut -. Als ich vorsichtig die Türe zur Stube öffnete, hatte ich erst den Eindruck, in einem meiner skurrilen Träume gelandet zu sein. Etwa zwanzig dunkle Menschen hatten sich in den kleinen Raum gedrängt: Junge und Alte, Kinder und Erwachsene, Frauen und Männer. Sie sassen zu zweit und zu dritt auf den Sesseln, quetschten sich auf den Diwan, stützten die runden Hinterbacken auf einem Stuhl ab, auf dem schon einer sass... Braune Gesichter drehten sich mir zu, schwarze Schöpfe darüber, weisse Zähne. «Hello, hello, you are welcome, you are welcome». Samuel mitten drin. Ich konnte ihn im ersten Moment unter den vielen dunklen Menschen nicht identifizieren, aber er kam breit strahlend auf mich zu: «Ursula, Grandmother!» Und dann stellte er vor: «Freund, Freund von Freund, Cousine von Freund von Freund, Schwester von Freund – anderer Freund, nicht dieser...» Mindestens hundert Hände musste ich schütteln, sie schienen sich beim Schütteln zu vermehren. Hundert Mal: «Hello, hello I'm fine, thank you, thank you, thank you...»

Weil wir dachten, Samuel würde in der kalten Schweiz die Sonne vermissen, hatten wir ihm unser bestes Sonnenzimmer gegeben, ein heller Raum mit einem charmanten Erker. Nach zwölf Uhr flutet dort warmes Nachmittagslicht bis in die hintersten Winkel. Doch zu unserem Erstaunen wurde dieser Raum immer abgedunkelt. Bei strahlendem Wetter blieben die Läden geschlossen. Ständig lag der Raum im Dämmerlicht. Und in dieser Düsternis hausten Damen. Wir sahen nicht, dass Samuel sie rein- oder rausbrachte, sie waren einfach da. Um neun Uhr war es eine dunkelhäutige stolze Dame, die, in ein rosa Neglige gehüllt, auf hochhackigen schwanenpelzbesetzten Pantöffelchen vorbei wankte. Um zehn war es eine in einem goldgelben Jackettkleid, das den hohen Busen wirkungsvoll betonte. Um zwölf kam Miss Afrika, in weit schwingendem afrikanischen Gewand und kunstvoll gewundenem Turban. Miss Afrika hatte eine besonders hochmütige Miene aufgesetzt und streifte uns mit rollenden Augen. Die um ein Uhr trug knappsitzende Bluejeans, bauchnabelfrei. Die um vier ein weit ausgeschnittenes Cocktailkleid mit Paillettenborde, die um fünf Lederhosen. Keine grüsste. Alle rauschten hoch erhobenen Hauptes an uns vorüber. Und wir fragten uns verblüfft, wie kommt Samuel mit solch einem Harem zurecht? Und wie kommen all die Frauen in dem düsteren Zimmer miteinander zurecht?

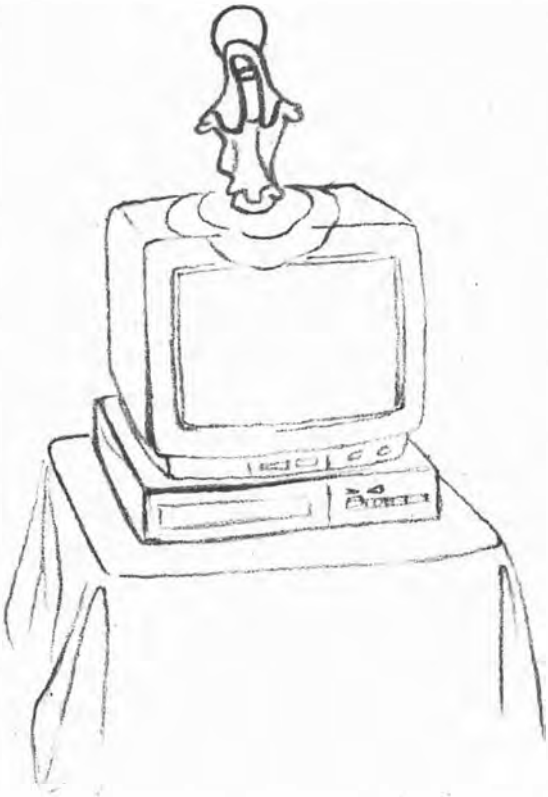
Es war aber nur eine, wie sich beim gemeinsamen Abendessen herausstellte, eine Dame – keine Rede von Harem. Da Samuel den ganzen Tag zum Arbeiten abwesend war, hatte sie sich wohl gelangweilt und darum immer wieder von neuem schick gemacht, schick angezogen, geschminkt, gestiefelt, um durch Stube und Gang hindurch aufs Klo und wieder zurück in Samuels dunkles Zimmer zu wandeln. Meistens war es also nur eine, aber sie wechselten sich ab. Mit der Zeit gelang es uns sogar, sie auseinander zu halten und

einig beim Namen zu nennen: Shullinge, Onjali, Mutola…
Und dann war da Maria, ein Name, den wir aussprechen konnten. Maria, die Cousine von Samuels Freund Hatchi. Auch den konnten wir langsam von Samuels vielen anderen Freunden unterscheiden, weil er ständig ein Käppchen auf seinem Wollschopf trug und immer die gleiche Konversation auftischte:
«Wie geht's?»
«Gut. Und dir Hatchi?»
«Very good, aber immer schaffe, immer schaffe. Schaffe wie ne Moore.»
An dieser Stelle erwartete er unser Lachen über den Doppelwitz, und pflichtschuldig lieferten wir eines.

Maria also, die Cousine von Hatchi, erschien öfters, eine breithüftige, junge Matrone, die ächzend die Tür aufstiess. Meist war sie mit dutzenden von Plastiktaschen beladen, die von Nahrungsmitteln überquollen. Mit diesen Nahrungsmitteln bekochte sie Samuel und seine Freunde; auch uns, wenn wir uns überwinden konnten, das Fou Fou hinunter zu würgen, das sie in Ermangelung afrikanischer Manioks aus Stockiflocken und viel Stärke zubereitete: zähe Klumpen, von fetter Sauce triefend. Maria sprach weder Englisch noch Deutsch. Dafür lächelt sie uns zu, schüchtern und zahnlückig. Diese Lücke, vorne in den oberen Schneidezähnen, war ihr Markenzeichen, macht sie einmalig und unverkennbar. Wenn sie sich mit ihren schwarzen Geschlechtsgenossinnen unterhielt – bei den Männern schwieg sie meistens – zischte es feucht durch die schartige Reihe. Marias früherer Freund war schuld an der Lücke. Er habe jedes Mal zugeschlagen, wenn er besoffen war, erzählte Samuel in seinem rudimentären Englisch, untermalt mit dramatischen Handbewegungen. Wir nickten mitleidig, versuchten besonders nett zu sein, assen Fou Fou mit Sauce und lobten

alles, was Maria tat; sogar, als sie unsere schönsten Keramiktassen in den Abfall warf und durch bunte, mit Mickymausmotiven bedruckte Plastikbecher ersetzte.
Jetzt musste es Maria gut gehen, wenigstens, was die äussere Erscheinung betraf. Bei jedem Besuch war sie dicker. Zwei grosse, hohe Brüste lagen – wie bei einer Fruchbarkeitsgöttin – auf einem gewaltigen runden Bauch. Und wenn Maria sich mit ihrem ausladenden Hintern auf einen Stuhl plumpsen liess, fürchteten wir um unser Mobiliar.
Und jeden Tang stank unser Haus nach Fisch und Fou Fou. Jeden Tag kamen schwarze Leute vorbei, nickten uns freundlich zu, benützten unser Klo und verschwanden wieder. Jeden Tag sang Samuel traurig Choräle und begleitete sich selber auf einem uralten Harmonium, das eine frühere WG-Bewohnerin zurück gelassen hatte.
Samuel war ja, wie uns Brunos Vater aufgeklärt hatte, ein verfolgter Christ. Was genau an der Geschichte stimmte, haben wir nie

herausgebracht. Mit der Löwengrube hatte Herr Jucker ja wohl einige alttestamentarische Bruchstücke hinein verwurstet, und Samuels Versionen lauteten auch jedes Mal wieder anders. Einmal hatte er Frau und Kinder im fernen Ghana zurückgelassen, einmal waren sie mit ihm geflüchtet und unterwegs verschollen, einmal hatte er ein Leben als einsamer Märtyrer geführt. War auch egal. Lügengeschichten zeugen von Kreativität, und was änderte es, wenn Samuel «nur» Wirtschaftsflüchtling war? Trotzdem mussten wir uns anfänglich sehr bemühen, dass wir uns nicht zu sehr an seinem Konsumverhalten stiessen. Nichts von «bewusst Einkaufen» und «Jute statt Plastik». Schlurfte Samuel an Werktagen auch im kältesten Frühling, oder frösteligstem Herbst, stets in kurzen Nylon-Shorts und alten ausgebeulten T-Shirts herum, so putzte er sich doch an den Wochenenden um so mehr heraus. Durch die Woche trug er zuhause nur Zehenslippers aus Plastik, an den Wochenenden feinste Lackledersschuhe. Dazu Hosen mit haarscharfen Bügelfalten, – welche der vielen Damen für das perfekte Bügeln verantwortlich war, war nie ganz klar, wahrscheinlich alle. Ein rosa Seidenhemd mit Spitzen und Goldstickerei, Golduhr, Goldarmband, Goldgurt, Goldketten, Goldknöpfe, Goldohrringe, Goldsocken... Einmal glänzte er sogar in einem goldenen Jackett. Die Mitglieder der WG sahen je länger je mehr aus wie graue Käsekuchen neben saftiger Schokoladencreme, und die männlichen Mitglieder der WG konnten nur noch säuerliche, dunkle Andeutungen über die Potenz des schwarzen Mannes in die Luft streuen, wenn Samuel so gestiefelt und gegürtet den Samstag-Ausgang in Angriff nahm. Die härtesten Anforderungen an unsere umweltschützerische Toleranz waren aber gestellt, als Samuel mit einem gebrauchten Mercedes vorfuhr, dunkelblau, mit Leopardenfellschutz am Lenkrad. Die kleinste Besorgung, und sei es nur zum Kiosk an der Ecke, führte er nun mit dem Auto aus. Samstagabend



fuhr er selbstverständlich mit dem Auto in den Ausgang. Nur zur Arbeit strampelte er weiter auf dem alten Fahrrad, das ihm Herr Jucker zur Verfügung gestellt hatte.

Samuel hatte Fernsehen – wir nicht. Samuel hatte Video – wir nicht. Samuel besass eine Videokamera und einen HiFi-Stereoturm und ein elektrisches Rechenmaschinchen. Wir nicht, wir nicht. Und immer mal wieder fragten wir uns: verdient er so gut auf dem Bau? «Geht mich ja nichts an», meinte Bruno, «aber es würde mich schon interessieren, woher er…»

Samuel war, wie gesagt, fromm. Er betete vor jedem Essen laut und manchmal bei offener Tür in seinem Zimmer. Dazu kniete er auf dem kleinen Fell vor dem Fernsehapparat, auf den er die Madonna stellte, die ich vor Jahren mal aus Venedig mitgebracht hatte. Jahrelang hatte die kleine Statue eher unbeachtet in meinem Zimmer gestanden, bis sie eines Tages plötzlich verschwunden war. In Samuels Zimmer begegnete ich ihr wieder. Endlich erhöht, endlich gebraucht und verehrt. So, wie auch mein silberner Fransenschal, mein Weinkrug aus blauem Glas, mein Kitschlämpchen und andere Kleinigkeiten aus meinem Zimmer. Wer will kleinlich sein? Auch Fifi hatte damals bei seinem Aufenthalt in der WG alle unsere Schuhe verschleppt und zerkaut. «Aus Heimweh», wie Annelies erklärte, «da kann man nichts machen.»

Auch Samuel hatte Heimweh und darum sang er. Er hatte in den ersten Tagen bei uns das Harmonium entdeckt, das, wie die Madonna, unbeachtet und sogar beschimpft sein Dasein fristete. Autodidaktisch klimperte Samuel darauf herum und sang – nicht immer, oder meistens nicht – in der selben Tonlage. Und bald erfreute er uns in jeder freien Minute mit seinen Konzerten. Trotz allerlei Ablenkungsmanövern gelang es uns selten, ihn davon abzuhalten, so dass uns nichts anderes übrigblieb, als uns daran zu gewöhnen. An einem schönen Sommerabend dauerte das Konzert aussergewöhnlich lange, und ich war langsam am Ende meiner Nerven. Ohropax nützten in solchen Momenten nichts mehr. Ich musste ihn bitten aufzuhören, so schwer es mir auch fiel, ihn zu verletzen. Doch Samuel sass nicht vor dem Harmonium. Zu meiner Verblüffung fand ich ihn mit ein paar Besuchern draussen im Garten. Seine Jammergesänge hatte er auf Kassetten aufgenommen und liess sie nun laut aus allen Fenstern erschallen, wohlwollend beklatscht von seinen Freunden.

Es war fast immer ein reges Kommen und Gehen von schwarzen Menschen. Ich hatte gar nicht gewusst, dass es so viele in der Gegend gab. Sie kochten bei uns, sie bedienten sich aus unserem Kühlschrank, sie schwatzten in unserer Stube; die Freundin der Freundin, die Cousine der Freundin, die Tante des Cousins, der Bruder der Tante des Freundes... Die Mitglieder der WG waren Statisten dagegen, blass und unscheinbar. Und je länger, je ausgeprägter wurden wir zu versteckten Rassisten: Sollen sie doch unter sich bleiben, diese Schwarzen. Sollen sie doch nach Afrika zurück... Und dann doch wieder das bessere Ich: Wir können von ihrer Freundlichkeit und Herzlichkeit lernen, wir sollten uns ihre Gastfreundschaft zum Vorbild nehmen ...

Und Maria wurde immer dicker, kochte für Samuel und die gesamte Afrikagemeinde der Stadt und Umgebung Fou Fou und Fisch und lächelte uns zu.

Der Winter kam. Wir mussten in der WG enger zusammen rücken und damit wurden die Konflikte zwischen den Kulturen brisanter. Eine Trennung im Guten drängte sich auf. Doch Samuel sang seine Koräle und Tränen rollten ihm über die braunen Wangen. «Homesick», schluchzte er, und niemand konnte ihm jetzt sagen, er könne nicht länger bei uns bleiben. An der WG-Sitzung erklärte er überschwenglich, wir seien seine Familie und er liebe uns alle «very much». Wer konnte da noch sagen, er solle gehen? Samuel schenkte mir eine seiner Kassetten, auf der er sich selber auf dem Harmonium begleitete: «Glory, glory halleluja!» Und wieder konnte ich ihm nicht nahelegen, sich ein anderes Zimmer zu suchen.

Weihnachten rückte näher.
Vor Weihnachten können wir ihn doch nicht wegschicken, wäre

nicht christlich, da waren wir uns einig. Aber nach Neujahr müsse er gehen! Und daneben das geheime, schlechte Gewissen: wir hatten den eigenen Ansprüchen nicht genügt. Offenheit für fremde Kulturen, schwierig, schwierig. Dass er dann aber auch noch Maria bei uns unterbringen wollte, in unserem einzigen Gästezimmerchen, war dann doch ein bisschen too much. Nein, nein, nein, nicht noch mehr Betrieb! Wir sind doch nicht die Notschlafstelle. «Nur eine, höchstens zwei Nächte», versicherte uns Samuel, «Maria is sick, has no room to stay, Maria is sehr sick, too cold, um unter Brücke schlafen.» Sorgenvoll schüttelte er seinen Kopf, der neuerdings mit einem Kurzhaarschnitt verziert war, der seinem Gesicht ein sonderbar eckiges Aussehen verlieh. In zwei Tagen war Heilig Abend. Da wollten wir keine Besuche.

«Eine Nacht, höchstens zwei», sagte ich. «Eine Nacht, you understand?»

Maria zog schon am selben Abend ein mit sieben Plastiksäcken voller undefinierbarer Gegenstände. Sie trug mindestens drei Röcke übereinander, die am Bauch und Busen auseinander klafften. Die Arme schien wahrhaftig sick und konnte kaum aufrecht gehen. Auf der einen Seite stützte sie Samuel, auf der anderen Seite Hatchi, das unvermeidliche Käppi auf dem Kopf. Hinter ihnen folgten schnatternd, beladen mit Plastiktaschen, Shullinge, Onjali, Mutola und noch zwei Damen, von denen wir die Namen nicht wussten. Stöhnend liess Maria sich ins Bett fallen und jammerte laut, als ihr ihre Freundinnen mehrere Decken auf den hohen Bauch türmten: «Oioioioioi, aiaiai!»

«Vielleicht verreckt sie wie der Hund von meinem Chef, traurig, traurig», meinte Hatchi. «Maria too much work, schaffe wie en Moore.»

«O when the Saints go marchin on», sang Samuel und sank vor dem Bett auf die Knie. Zwei Tage und drei Nächte lag Maria

jammernd und heulend im Bett. Samuel, Hatchi und unzählige Freunde von Freunden und Tanten von Cousinen brachten Fou Fou, Fisch, Fleisch, Gemüse und allerlei Auswüchse unserer Konsumgesellschaft wie Telefon-Attrappen, goldene Aschenbecher, die Jingle-Bells spielten, wenn man Asche fallen liess und farbige Madonnen in grauen Plastik-Penissen.
Am dritten Morgen sass die WG am festlich gedeckten Frühstückstisch. Weihnachten wars. Die meisten von uns wollten im Laufe des Tages nach hause zu den Eltern, um dort die Feiertage zu verbringen. Samuel kam rein. Sein dunkles Gesicht strahlte feierlich, feierlicher noch als wenn er seine Choräle sang. «Merry Christmas! A present from heaven.»

Er legte den Finger auf den Mund und winkte uns zu, ihm zu folgen. Auf Zehenspitzen gingen wir hinter ihm her. In dem winzigen Besucherzimmer waren Hatchi, Shullinge, Onjali, Mutola, Freund von Freund und Tante von Cousine versammelt, die lächelnd zur Seite traten, als wir, von Samuel geschoben, reinkamen. Maria thronte, von unzähligen farbigen Kissen gestützt, breit und schokoladenbraun im Bett. In ihren Armen lag ein winziges, verschrumpeltes Schokoladenbaby, das gähnte und dann wie ein gewöhnliches Kind zu schreien begann.
«Ein Christchind», sagte Hatchi auf Schweizerdeutsch. «Chräit wie ne Moore.»
Fröhliche Weihnachten!
Fröhliche Weihnachten…

Illustriert von Anita

Meine fünf Engel und ich

Liebe Corinne, schon als ich die Erste, diese Wintergeschichte von dir las, hat es mir in den Fingern gekribbelt, dir zu schreiben, dir auf deinen Aufruf etwas zu erwiedern. Aber wie es leider häufig geschieht – die Wochen verstrichen und das Fingerkribbeln liess nach, ohne sich durch Buchstaben aneinanderreihen abreagiert zu haben. Du hast nach unseren Geschichten gefragt, Fügungsgeschichten. Schicksal, Fügung, Gottes Wege, blinder Zufall...
Ach, was soll man darüber diskutieren oder gar streiten? Jeder Mensch benennt es wohl so, wie es für ihn stimmt. Wenn wir davon ausgehen, dass man sich Himmel und Hölle selber erschafft, erschafft sich der Mensch vielleicht auch sein Leben. Was ist Schmetterling und was Traum? (Du kennst die Parabel, nicht? Ein Mensch träumt, er sei ein Schmetterling – oder träumt ein Schmetterling, er sei ein Mensch?).
Jedenfalls, – ich habe meine Engel. Fünf! Nennen wir sie Schutzengel; aber sie haben verschiedene Funktionen. Immer wieder auch, mich zu erziehen, und dies ist alles andere als angenehm. (Schliesslich bin ich 53) Manchmal sind sie alle fünf um mich. Manchmal hat nur einer Dienst. Ursprünglich waren sie nur

Schemen, im Lauf der Jahre wurden sie deutlicher. Unterdessen kann ich sie beschreiben.
Reine Fantasie? Reine blühende Fantasie? Nun ja, ich meine, Fantasie und Vorstellungskraft sind ja auch Engelsgeschenke, nicht? Ich könnte dir dutzende von Engelsgeschichten erzählen. Sie helfen unorthodox und kreativ, sie helfen, wo es nötig ist und zuweilen sogar im Überfluss. Zum Beispiel die Story, wie ich zu meinem schönen Buch gekommen bin? «Starke Frauen», ein Buch mit Fotos von nackten, runden Weibsbildern. Kostet achzig Franken, nie würde ich mir ein so teures Buch leisten, wenn nicht...
Der erste Morgenkaffee – dazu die Post. Susanne, meine Assistentin öffnet die Briefumschläge und legt den Inhalt vor mich hin. siebzig Franken sind in dem einen und ich freue mich schon: «Oh, da hat jemand Bücher bezahlt!» Die Begleitkarte ist aber verwirrend und ich merke, dass dass Geld für eine andere Ursula, eine Mitbewohnerin, bestimmt ist. Schade, schade... enttäuscht lasse ich den nächsten Briefumschlag öffnen. Wieder flattert eine 50er Note heraus, – es ist der Tag des Mamons. Noch eine 50er Note, noch eine, noch eine...
Ein grüner Segen ergiesst sich über den Tisch. Dreiundzwanzig 50er Noten und eine(!) 20er Note. Auf der Begleitkarte steht nichts, es gibt keinen Absender, keine Anhaltspunkte... Eine Spende! Eine anonyme Spende. Oh, wie viele Wünsche kann man sich mit dreiundzwanzig 50er Nötli erfüllen. Das schöne Buch, eine Reise... Wer hat wohl... ?
Später sehe ich mir das Bild auf der Begleitkarte nochmals an: Eine kranke oder behinderte Frau liegt auf einem Schragen, umgeben von der Schar der Heiligen. Oben aus den Wolken sehen liebevoll Engelchen hinunter, blinzeln vergnügt.
Na also – Engelsgeld, Engelsgeschenk!
Dem oder der unbekannten SpenderIn sei Engelsdank.

Illustriert von Katja

Ri-Ta im Himmel

Weit, weit über unserer Welt gibt es eine wunderschöne Stadt, die Drachenstadt: Glückasia. Dieser liebliche Ort, wo die Glücksdrachen wohnen, ihre herrlichen Gesänge erschallen lassen und aus duftenden Schwämmen Glückstee trinken, muss man sich erträumen. Keine Ecken gibt es dort, noch Kanten und Stufen. Alles ist weich und rund und friedlich.

Seit ihren Abenteuern mit Fuchur und dem kleinen Drachen Riurs, der unterdessen zu einer respektablen Grösse herangewachsen war, verbrachten die Blütenhexe Ri-Ta und ihre Freundin, die Fee mit den vier Rädern am Hintern, jedes Jahr ein paar Urlaubswochen in Glückasia. Monatelang freuten sie sich jeweils darauf und zählten die Tage, bis endlich einer der grossen Drachen sie holen kam. Doch waren sie endlich dort, passierte jedesmal dasselbe: Sie genossen die freundliche Atmosphäre, genossen es mit den Glücksdrachen zu träumen, ihren Liedern zu lauschen und Glückstee zu schlürfen. Doch nach ein paar Tagen überkam sie regelmässig eine innere Unruhe. Es begann unmerklich, als sachten Schatten über ihrem Urlaubsglück. Die Unruhe wurde dann von

Stunde zu Stunde stärker, bis eine immense Langeweile daraus wurde. Ri-Ta wurde meistens als erste davon gepackt. Bei der Fee mit den vier Rädern am Hintern dauerte es jeweils etwas länger, vielleicht weil sie älter war.

Eben noch hatten die beiden aus Schwämmen den Frühstückstee geschlürft. Zwischen ihnen räkelte sich Riurs, der seinen gewaltigen Kopf, wenigstens den Teil davon, der dafür Platz hatte, der Fee auf den Schoss gelegt hatte und sich von ihr in seiner schimmernden Mähne kraueln liess. Plötzlich sprang die Blütenhexe so heftig auf, dass hunderte von winzigen, namenlosen Glücksdrächlein, die sich an ihren Körper gekuschelt hatten, erschreckt davonflatterten.
«Ich muss etwas unternehmen», sagte sie erregt, «sonst zerplatze ich. Ich mache einen Spaziergang. Wartet mit dem Mittagstee nicht auf mich.» Die Fee, die wie gesagt, von der Urlaubsunruhe jeweil später ergriffen wurde, war dabei, mit Riurs ihren Abenteuern von damals mit den Ratten und der kleinen Prinzessin Pipi nachzuträumen. Sie hob nur träge die Hand. «Pass auf dich auf, Liebste, und hab's schön.»
Ri-Ta winkte noch einmal zum Abschied und verliess dann durch ein Seitentürchen die Drachenstadt. Sie ging einfach der Nase nach, und diese führte sie weit über Glückasia hinaus, den drei untergehenden Sonnen entgegen. Da die Sonnen aber nicht alle zur gleichen Zeit untergingen, marschierte Ri-Ta fast ständig im sanften Abendlicht und hatte bald jeden Zeitbegriff verloren. Vorerst war das Gehen sehr angenehm. Ein weicher, warmer und doch fester Wolkenboden dehnte sich als abwechslungsreiche, flauschige Landschaft vor ihr, und der Himmel spannte seine goldenschimmernde Kuppel darüber. Kein Laut störte die Stille. Die einzigen Störefriede in dieser herrlichen Ruhe waren die Wolkengnome,

vor dene man sich in Acht nehmen musste, weil sie giftige Worte und eiskaltes Wasser um sich spritzten. Je weiter Ri-Ta aber kam, desto trügerischer wurde der Wolkenboden. Manchmal war er stellenweise fast durchsichtig, sa dass sie unter sich ganz schwach die blaugrüne Erdkugel erkennen konnte oder eine zweite, ballige Wolkendecke.

Das Vorwärtskommen wurde immer mühsamer. Mit jedem Schritt sank sie ein wie in Moorboden. Hie und da öffnete sich plötzlich ein Loch im Boden, oder die Blütenhexe rutschte unvermittelt auf ihrem Hexenallerwertesten einen schrägen Hang hinunter. Sie hätte sich ohrfeigen mögen, dass sie vergessen hatte, ihren Besen mitzunehmen. Mit ihm hätte sie schwierige Stellen einfach überfliegen können. So musste sie manchmal weite Umwege in Kauf nehmen, um unsicheren Boden zu umgehen. Stunde um

Stunde verbrachte sie so in einem mühsamen Vorwärtswaten. Der Spaziergang war ihr schon lange verleidet. Aber das Zurückgehen erwies sich als schwierig. Die Landschaft hatte sich verändert und von Glückasia war weit und breit nichts mehr zu sehen. Auch konnte sie sich nicht nach den Sonnen richten, da diese plötzlich verschwunden waren. Das Gold des Himmels hatte sich in ein diffuses Hellgelb verwandelt.

Wieder einmal hatte Ri-Ta ein grösseres Loch umrundet. Sie musste zwischendurch die Augen schliessen, weil es ihr schwindelig wurde beim Hinunterblicken in die unermessliche Tiefe. Erschöpft setzte sie sich nun auf eine Wolkenbank und liess die Beine baumeln. Von einer kleinen Erhebung riss sie ein paar Fetzen los und stopfte sie sich in den Rücken. Aber es verschaffte ihr keine Erleichterung. Zu weich! Dieses ewige, flockige, flaumige, weiche Material ging ihr langsam auf die Nerven. Sie sehnte sich danach, wieder einmal eine feste Fläche unter den Händen oder den Füssen zu spüren. Oder einen Stein, einen harten kantigen Felsbrocken, der Widerstand bot, den man anfassen konnte und drücken. Seufzend zupfte sie die kleinen Flocken aus dem Untergrund, auf dem sie sass und blies sie in die Luft.

Da – was war das? Sie hatte etwas gehört: einen Laut, der diese eintönige Stille durchbrach wie ein Sonnenstrahl die Wolkendecke. Leise, immer lauter werdende Töne; sie schienen aus einer weissen Wand zu dringen, die vor ihr aufragte. Harfen- und Lautenklänge! Die Blütenhexe konnte zwar Musikinstrumente kaum auseinander halten, aber dies hier mussten Harfen- und Lautenklänge sein. Es tönte nach Kirche und Weihnachten. Ri-Ta wagte kaum zu atmen vor Entzücken, als auch noch zarte Stimmen zu singen begannen: «Halleluja, Halleluja, Halleelujaa...»

Wer konnte das sein, hier oben in Glückasia? Die Drachen hatten zwar auch wunderschöne Stimmen, aber so himmlisch und lieblich sang keiner.

Himmlisch! – Wie kam sie auf diese Worte? Wo befand sie sich überhaupt? War sie etwa schon über die Grenzen Glückasias hinausgeraten? Vorsichtig schlich Ri-Ta näher. Vor Aufregung wärer sie beinahe auf einen Wolkengnom getreten, der zischend und wasserspritzend in seiner Höhle verschwand. Erschrocken blieb sie stehen, aber die singenden Wesen schienen nichts bemerkt zu haben. Ebenso plötzlich wie das Singen begonnen hatte, war es übergegangen in einen wilden Rocksong. Harfe und Laute versuchten mitzuhalten und als dies misslang, verfielen die Sängerinnen in ein schallendes Gelächter, das gar nicht zu den feinen Tönen von vorhin passen wollte. Die Wolkenwand wackelte, und Ri-Ta beobachtete entsetzt, dass sie zu schwanken begann. Dann neigte sie sich zur Seite, verlor direkt über der Blütenhexe das Gleichgewicht und brach auseinander. Unvermittelt war Ri-Ta eingehüllt von der sanften, erstickenden Substanz. Hustend versuchte sie, sich frei zu rudern. Plötzlich bekam sie wieder Luft und bemerkte in einem verblüfften Schweigen, dass sie mit dem ganzen Körper in der Masse steckte und nur der Kopf oben heraussah. Drei junge Mädchen in weissen Nachthemden sassen direkt vor ihrer Nase und blickten ihr verwirrt ins Gesicht. Eine Laute schwamm auf einem Wolkenkissen langsam davon und eine goldene Harfe von unbeschreiblicher Kostbarkeit lag umgestürzt in einem Wolkenloch.

«Guten Tag», sagten die drei wie aus einem Mund. An ihrem Rücken bewegte sich etwas flatternd. Ri-Ta bemerkte zu ihrem

grossen Erstaunen, dass es Flügel waren, zartschimmernde Flügel, die ihre Tönung bei jeder Bewegung veränderten. Sie schienen von ähnlicher Beschaffenheit zu sein wie die der Glücksdrachen, und die Blütenhexe dachte einen Augenblick wehmütig an Glückasia zurück. Die Fee musste sich unterdessen Sorgen um sie machen. Die Konversation war verstummt. Die drei Wesen drängten sich nahe zusammen und blickten gespannt, was nun als nächstes geschehen würde. Ri-Ta überlegte. Dann versuchte sie, sich mit der Hand eine Locke aus den Augen zu streichen. Es ging nicht. Arme und Beine sassen fest. Sie konnte sich kaum bewegen. Was war das? Ein unangenehmer Gedanke schoss ihr blitzartig durch

den Kopf, und sie blickte erschrocken zu den dreien auf.
«Bin ich etwa gestorben? Seid ihr Engel?»
Das grösste der drei Mädchen runzelte die Stirne: «Ich weiss nicht so recht ob du gestorben bist. Selige, die nur aus einem Kopf bestehen, haben wir eigentlich hier oben schon lange nicht mehr gehabt. Ich glaubte, die Sitten da unten seien etwas humaner geworden.»
Ri-Ta dachte an das Kriegswettrüsten auf Erden, an die Bomben und Raketen, und dass einzelne, abgeschlagene Köpf vergleichsweise harmlos waren. Dann verdrängte sie diese Gedanken und sagte energisch: «Ich kann mich eigentlich an keine Gelegenheit erinnern, bei der ich gestorben sein könnte. Und mein Kopf hält noch fest an meinem Körper. Ich stecke in dieser verdammten Watte drin, das ist es. Helft mir doch mal raus!»
Beim Wort «verdammt» zuckten die Engel leicht zusammen, aber dann buddelten sie die Blütenhexe so schnell aus dem Haufen, dass die Flocken nach allen Seiten wirbelten. Endlich stand Ri-Ta in ihrer ganzen Grösse da und klopfte sich die letzten weissen Bäuschchen von der rosa Latzhose. Die drei betrachteten sie begeistert. «Oh, wie bist du chic», flüsterten sie im Chor mit lieblichen Stimmen. «Die Seligen der letzten Zeit kamen immer nur in den langweiligen weissen Hemden.»
Die Blütenhexe bekam eine spitze Nase. «Ich bin keine Selige, verstanden? Ich bin eine Blütenhexe, zu Besuch in Glückasia und habe mich verirrt. Könnt ihr mir den Heimweg zeigen? Selige…! Phu!» Sie stampfte so erbost mit dem Fuss auf, dass sie auf dem weichen Material ausrutschte und der länge nach hinfiel. Bei dem Sturz hatte sich das goldene Frauenzeichen, ein Geschenk der Fee, das sie immer an ihrem Fusskettchen trug, gelöst und rollte nun über die Wolkendecke davon, die Blütenhexe und die drei Engel hinterher. Es verschwand direkt in der Höhle des Wolkengnoms.

Von drinnen hörten sie eine schimpfende Stimme: «Dieses Teufelszeug, dieses vermaledeite. Nicht mal in seiner Wohnung ist man sicher davor. Ich werde es Gottvater melden, jawohl, oder dem heiligen Petrus, jawohl, oder allen Heiligen, jawohl, jawohl... Warum lässt man solche Ketzerinnen ins Paradies, oh weh, oh weh!» Ri-Ta hatte erstaunt zugehört, und die drei Engel verfielen wieder in das kräftige Gelächter. Sie hockten sich vor die Höhle des Gnoms hin und sangen übermütig im Rockrhythmus:

«Die Patriarchen werden weich,
Frauen erobern sich's Himmelsreich.
Die Männerherrschaft ist vorbei,
Jubilei, jubilei, jubi...»

«Was geht hier vor?» unterbrach ein tiefer, strenger Bass das Lied. Auf einem Wolkenhügel, der ihn noch grösser erscheinen liess, stand ein imposanter alter Mann mit einem strahlenden Heiligenschein über dem nackten Schädel. Er trug ein kostbares, dunkelrotes, bis über die Füsse fallendes Gewand. In der Hand hielt er eine Laute. «Was geht hier vor?» fragte er nochmals drohend. «Ich dachte, ihr seid am Gloria üben. Doch dann sah ich diese Laute auf einer Wolke an mir vorbei schwimmen. Wenn ihr nicht besser Sorge zu euren Instrumenten tragt, dürft ihr euch für eine Weile nicht mehr ausserhalb der Mauern des Paradieses aufhalten.»
Die drei Engel waren still und verlegen geworden. «Wir bitten um Verzeihung, verehrter, heiliger Petrus. Es soll nicht mehr vorkommen», sagte die Grösste ergeben. Die anderen nickten stumm. «Nun ja, nun ja, lassen wir's gut sein, meine Kinderchen», sagte der heilige Petrus mit plötzlich gütig gewordener Stimme und trat näher, um den dreien die Wangen zu tätscheln und in die Flügel zu kneifen. Die Engel liessen es angewidert über sich ergehen, den

Blick auf ihre nackten Füsse gesenkt. Es schien als seien sie es sich gewohnt. Ri-Ta wollte schon empört dazwischen fahren, als der kleine Wolkengnom aus der Höhle schoss und böse schrie:« Glaube ihnen nicht, gnädiger, heiliger, verehrtester Herr Petrus. Glaube ihnen nicht, das sind verkappte Feministinnen und die dort drüben ist die Allerschlimmste. Die war sogar so gemein, beinahe auf mich zu trampeln. Und da, schau her...» Anklagend hielt er Petrus das golden, blitzende Frauenzeichen entgegen. Des heiligen Petrus eben noch gütige Miene verzog sich zu einem Gewittersturm, und seine Augen schossen Blitze. «Wo hast du dieses Zeichen her?» Der kleine Gnom wies mit seinen knorpeligen Fingern auf die Blütenhexe, die sich beim Erscheinen des alten Mannes hinter eine Wolke gedrückt hatte. Ihre rose Latzhose setzte auffällige Farbflecke in das reine Weiss rundherum.

Petrus erstarrte augenblicklich. «Wer bist du? Was erlaubst du dir, Farben zu tragen, die im Himmel den Heiligen vorbehalten sind? So etwas hat kein Engel und keine Selige in all den Jahrtausenden gewagt.» Mit zwei Schritten war er bei Ri-Ta und wollte sie bei dem anscheinend gewohnten Flügelgriff packen. Da die Blütenhexe aber, wie wir wissen, keine Flügel besass, rutschte seine Hand haltlos ab und fiel auf Ri-Ta's Allerwertesten. Wenn aber Ri-Ta etwas ums Leben nicht ausstehen konnte, so waren es Männerhände, und seien es noch so heilige, auf ihrem Hintern. Wutentbrannt holte sie weit aus und landete eine Ohrfeige auf des Petrus Wange, die seine Gesichtsfarbe schnell von Rosa auf ein gefährlich wirkendes Dunkelrot wechseln liess.

Die drei Engel konnten ein begeistertes Kichern nicht unterdrücken, der heilige Petrus bekam einen Asthmaanfall und eine Kompanie der himmlischen Heerscharen, die unterdessen angerückt waren, wickelten die sich sträubende Blütenhexe in eine betäubend duftende Wolke und trugen sie weg wie ein Bündel Lumpen.

Nun glaube aber niemand, man habe Ri-Ta ins Gefängnis geworfen, nein, nein, im Paradies gibt es weder Keller noch Kerker. Es wurde ihr im Gegenteil ein wunderschönes Stück Garten zugewiesen, in dem Milch und Honig in Strömen floss. Als Disziplinierungsmassnahme hatte man ihr mit väterlicher Güte befohlen, die Heiligenscheine der Soldaten der himmlischen Heerscharen zu putzen und deren Posaunen zu polieren.

So sass nun also die Blütenhexe inmitten eines riesigen Berges matter Heiligenscheine. Neben ihr lag ein kleines Häufchen Heiligenscheine, die sie schon mit Spucke und einem weichen Wolkenbausch auf Glanz gebracht hatte. Es war ihr überaus unbehaglich zu Mute. Irgendwie war mit dieser himmlischen Umgebung nicht zu spassen. Der Garten war zwar hübsch, aber ohne Farben und Schatten. Die Früchte an den Bäumen dufteten betörend, doch sie schmeckten fade. Milch und Honig waren zu süss, und alles in allem war ihr einfach stinklangweilig. Sie hätte natürlich zu fliehen versucht, aber trotzdem es schien, als gäbe es keine Mauern und Gitter um den Garten, war er doch sehr, sehr begrenzt. Sie konnte kaum ein paar Schritte machen, so geriet sie in einen weissen, festen Nebel, der sie augenblicklich wieder in den Garten zurück drängte. Wenn sie auf einen Baum stieg, um einen besseren Überblick zu gewinnen, sah sie nur blendende, eintönige Weisse rundherum.

«Nie hätte ich gedacht, dass es im Himmel so öde ist», seufzte Ri-Ta und warf zornig den Heiligenschein, der noch längst nicht den geforderten Hochglanz hatte, auf den Haufen. Aber nicht einmal scheppern tat es – der Himmel hatte ein Plastikmaterial entwickelt, das haltbar, kratzfest und doch weich war.

Erbittert schrie sie: «Ich putze keinen Millimeter mehr ohne ein anständiges Putzmittel.» Sie stand auf und gab dem glänzenden Haufen einen heftigen Fusstritt, so dass die Heiligenscheine nach allen Seiten auseinander flogen.

Unvermittelt öffnete sich eine Lücke in der weissen Abgrenzung. Eine blau gekleidete Frau mit einem blauen Tuch über den langen, blauschwarzen Haaren betrat in selbstsicherer und gleichzeitig demütiger Haltung den Garten. Sie war nicht jung, aber auch nicht alt, weder gross noch klein. Eine undefinierbare Ausstrahlung ging von ihr aus, die Ri-Ta gleich in ihren Bann zog. Hinter der Frau, mit allen Zeichen der Ehrerbietung, trippelte der alte Engel, der

jeden Morgen einen neuen Stapel Heiligenscheine brachte. Er hatte die Hände fromm gefaltet, den Schein schief auf dem schütteren Haar und babelte aufgeregt auf Ri-Ta ein: «Gedulde dich, mein Töchterchen, sei brav! Du wirst schon noch ein liebes Engelchen werden. Und sieh da, unsere liebe heilige Jungfrau Mutter Maria hat dir die grosse Gnade erwiesen, dich zu besuchen.»
«Spar dir deine Sprüche», sagte Ri-Ta hochmütig, «aus einer Hexe wird nie ein brave Engelchen, da könnt ihr meinetwegen all eure himmlische Macht und selbst die Jungfrau Maria einsetzen.» Betont drehte sie den beiden den Rücken zu, pflückte sich einen Apfel vom nächsten Baum und biss lustlos hinein. Maria winkte dem alten Engel mit gebieterischer Miene, zu gehen und sie allein zu lassen. Aber kaum hatte er sich rückwärz mit vielen Verbeugungen durch die weisse Abgrenzung verzogen, setzte sie sich auf den Boden und begann schallend zu lachen.
«Du gefällst mir», prustete sie. «Du gefällst mir, gibst dem Onkel Petrus eine Ohrfeige. Recht geschieht ihm, dem alten Knacker. Nur allzu gern tätschelt er den kleinen Engelchen die Wangen oder hält sie am Flügel. Hahahaa, das hätte ich sehen mögen.» Sie ergriff die am nächsten liegenden Heiligenscheine und begann systematisch mit einem Ring, den sie sich vom Finger gezogen hatte, die eingekerbten Nummern zu zerkratzen. Dann zerknüllte sie die Scheine und warf sie verächtlich auf einen Haufen. «Das wird eine Aufregung in den himmlischen Heerscharen geben, wenn sie keine Nummern mehr haben.» Ri-Ta liess den Apfel fallen und sah verwirrt auf sie herunter. Diese Maria brachte all ihre Vorstellungen von der heiligen Familie durcheinander. Sie wusste nicht mehr, was sie sagen sollte. Deshalb kauerte sie sich nieder und begann, ebenfalls Heiligenscheine zu zerknittern. Maria warf einen verschmitzten Blick auf sie. «Ich zeige dir was», flüsterte sie und lockerte ihr Kleid am Hals ein wenig, nur gerade soweit, dass Ri-Ta

ein kleines, blaues Frauenzeichen sehen konnte. «Unser Himmel war jahrtausende von Männern beherrscht», erklärte sie in vertraulichem Ton. «Gott Vater führte sich, inmitten seiner Heiligen und Propheten, recht patriarchalisch auf, und die wenigen Frauen, die Heilige wurden, benahmen sich angepasst und untertänig. Mein Sohn zog sich resigniert von der Politik zurück, weil er hier oben doch nichts zu sagen hatte und lebt in einer Einsiedelei in einem Erdnahen Winkel. In den letzten Jahren sind aber vermehrt weibliche Selige in den Himmel gekommen, die dies alles nicht mehr so unwidersprochen hinnahmen. Sie begannen zu diskutieren und in Frage zu stellen und brachten ganz allgemein einen neuen Wind in die verstaubten himmlischen Räume. Ein paar von ihnen wirst du sicher kennen: Simone de Beauvoir, Clara Zetkin, die Kollontai und viele andere. Plötzlich tauchte auch dieses Zeichen im Himmel auf, dieses Rund mit einem Kreuz unten, das nicht mehr für meinen unglücklichen Sohn und dessen trauriger Tot steht, sondern eine neue Bedeutung für uns Frauen bringt. Überall erschein dieses Zeichen. Besonders die jungen Engel und die Seligen, die neu im Himmel sind, tragen aus Protest farbige Hemden oder mindestens farbige Tupfen darauf, was bisher nur den Heiligen, und mir natürlich, zugestanden war. Farbe ist hier oben im Himmel sehr schwer zu bekommen, aber einige von uns haben im geheimen den Regenbogen angezapft und schmuggeln die Farbe unter das Volk Gottes.»

Ri-Ta wusste sich vor Erstaunen nicht mehr zu fassen. Die Heiligenscheine sahen jetzt aus wie ein Berg alten Gerümpels, und Maria ging mit kräftigen Händen und Füssen daran, auch die Posaunen zu verbiegen. «Weisst du, was heute für ein Tag ist?» Fragte sie. «Der achte März! Von den Seligen wissen wir, dass der achte März auf Erden als Frauentag gefeiert wird. Im Himmel gibt es heute grossen Aufruhr und als Krönung davon wirst du befreit.

Du bist für uns zu einer Märtyrerin und zu einer Symbolfigur geworden. Ich wurde für die ehrenvolle Aufgabe auserkoren, dich zu befreien. Sie haben mich gewählt, weil ich die unverdächtigste bin, wenigstens bis heute.»
Maria kicherte. Gleich darauf wurde sie, wie wenn sie eine andere Haut übergezogen hätte, wieder zur strengen, würdigen Gestalt. «Folge mir!» Sie schritt auf den Rand des Gartens zu und die Begrenzung, die sich der Blütenhexe sonst immer unerbitterlich gezeigt hatte, wich auseinander zu einem Tunnel, den man mehr erahnen, denn sehen konnte und dessen undefinierbare Substanz auch kein Gehen, sondern nur ein sachtes Schweben zuliess. Lange schwebten sie so hintereinander her. Ri-Ta hätte nicht zu sagen vermocht, ob es rechts oder links, hinauf oder hinunter gegangen sei.

Auf einer balligen Wolke, mitten drin, sassen eng umschlungen die drei Engel, die die Blütenhexe als erste gesehen hatten, und liebkosten sich gegenseitig die Flügel. Als sie Maria und Ri-Ta erblickten, stürzten sie sich auf die beiden und umarmten und umflügelten sie freudig. Unter verschwörerischem Lachen, zogen sie Ri-Ta ein langes, weisses Hemd über, befestigten zwei Pappflügel an ihrem Rücken und setzten ihr einengoldenen Folienschein auf den Kopf, der kaum von einem echten zu unterscheiden war. Ri-Ta blickte verwirrt an sich hinunter. Das enge Hemd war sehr unbequem. Sie konnte keinen richtigen Schritt darin gehen, aber die Engel machten ihr vor, wie man in demütiger Haltung trippeln musste. An der nächsten Wegbiegung warteten eine Gruppe weiterer junger Engel, die sich um Ri-Ta scharten und sie neugierig von allen Seiten betrachteten.
So plötzlich, dass es wie eine Schock wirkte, war der Tunnel zu Ende. Das schummrige, undefinierbare Licht wich einer blenden-

den Weite. Es war so hell, als würde ein ständiger Blitz leuchten. Vorsorglich hielten die Engel Ri-Ta die Hände vor die Lider und langsam gewöhnten sich ihre Augen an das Licht. Vor ihnen lag eine herrliche, wunderbare Stadt mit Zinnen und Türmen, Säulen und Bögen. Die Wände der prächtigen Paläste und die hohen Mauern, die die Stadt umgaben, blitzten in strahlendem Weiss, wie die Drachenstadt in Glückasia. Aber im Gegensatz zu den weichen, fliessenden Konturen dort, war hier alles hart und gerade. Die goldenen Dächer glänzten fast unerträglich. In den weissen Strassen und auf den weissen, breiten Treppen, wandelten mit gemessenen Schritten tausende von Engeln und Seligen in weissen Hemden. Nur hie und da setzte ein Heiliger oder ein Prophet mit seinem Kleid einen wohltuenden, farbigen Akzent in das weissgoldene Bild.

Die Blütenhexe fiel nicht weiter auf, wie sie da in der Schar der Engel hinter Maria herlief. Sie bemühte sich, so gesittet wie möglich zu trippeln, damit man die rosa Hosen nicht unter dem Hemdensaum hervorblitzen sah. Auch vermied sie es, allzu neugierig umher zu blicken.

Die Fee würde nicht zu diesen geraden, makellosen Wesen passen, dachte Rita wehmütig. Mit den vier Rädern käme sie schlecht über all diese Treppen. Oder ob sie dann ebenfalls Flügel bekäme? Ri-Ta fiel auf, dass sie noch keinen einzigen Freak gesehen hatte. Sie nahm sich vor, Maria später danach zu fragen. Im Moment war es ungünstig. Maria schritt eben auf einen grossen Platz zu, der in der Form eines riesigen Sternes in der Stadtmitte lag. Von allen Seiten strömten weitere Gruppen darauf zu. Ri-Ta bemerkte, dass fast alle aus weiblichen Seligen und Engeln bestanden. Als der Platz voll war, ging ein Raunen durch die Menge. Auf geheime Verab-

redung zogen alle irgendwelche bunte Tücher oder Kleider unter den Hemden hervor, und in Windeseile hatte sich der farblose Platz in ein fröhliches, farbiges Durcheinander verwandelt. Die Heiligenscheine wurden zu goldenen Frauenzeichen umfunktioniert, der Boden mit kunstvollen Mustern in allen Farben des Regenbogens besprayt. Hoch oben über der Menge zeigten Engel ein anmutiges Ballett und liessen dazu farbige Konfetti regnen. Zu Harfen- und Lautenmusik tanzten alle Reigen, und die Luft war erfüllt von Flügelrauschen. Es war, wie wenn ein laues Windchen in einen Haufen farbiger Herbstblätter gefahren wäre und sie lustig tanzen liesse. Nur die Patriarchen und ihre Getreuen hielten sich fern. Sie hatten sich in den himmlischen Beratungsräumen versammelt, wussten sich nicht zu fassen und diskutierten ratlos die ungewohnte Lage. Auf Erden wäre jetzt warscheinlich die Polizei eingesetzt worden, um Ruhe und Ortnung wieder herzustellen. Im Himmel ist das nicht so einfach. Die himmlischen Heerscharen konnte man ohne Heiligenscheine nicht so ohne weiteres losschicken, das hätte lächerlich gewirkt. Und ob Gottvater selber ein Machtwort sprechen sollte, das mussten die Berater erst mal jahrhunderte lang beraten.

So kann ich leider auch gar nicht sagen, wie die Frauenrevolte im Himmel weiter gegangen ist. Es ist noch nie eine Selige zurück gekommen, um es mir zu erzählen, und die Blütenhexe, von der ich die Geschichte erfahren habe, hat noch am selben Tag das Paradies verlassen. Und das kam so: Plötzlich verdunkelten riesige Schatten den gleissenden Himmel. Die sieben grössten Glücksdrachen hatten sich die allgemeine Unsicherheit der Wachen zu Nutze gemacht und waren in den Himmel eingedrungen. Die Blütenhexe, die gerade im Triumphzug durch die Menge getragen wurde, winkte und johlte vor Freude und liess sich dann von den Engeln zu den

Drachen hoch bringen. Im Maul des grössten Drachens sass ihre Freundin, die Fee mit den vier Rädern am Hintern, eine starke Sonnenbrille auf der Nase und machte eine saure Miene. «Was hast du denn?» fragte Ri-Ta aufgekratzt, während sie sie umarmte. «Freust du dich nicht, mich wieder zu sehen?» Die Fee schaute missbilligend zwischen den enormen Drachenzähnen hindurch auf die jubelnde Menge und knurrte: «Ich sterbe fast vor Sorge um dich, weil so ein schimpfender, spritzender Wolkengnom, der dein Fusskettchen in den Händen hielt, auf einer segelnden Wolke in Glückasia ankam und erzählte, dass so eine blöde Feministin von Petrus gefangen genommen und zum Engel erzogen werde. Stattdessen feierst du hier mit diesen Frauen und lässt dich wie eine Prinzessin herum tragen.

Ri-Ta lachte zärtlich und setzte sich der Fee auf den Schoss. Rechts und links flogen die gewaltigen Drachen durch das sanfte, gelbe Licht Glückasias. Die heilige Stadt lag als blitzender Punkt weit hinter ihnen, als die sieben Drachen gemeinsam eine wohlklingende, kräftige Melodie zu singen begannen.

Weitere Geschichten von Ri-Ta gibt es in «Fortschritt in Grimmsland» und «Die Blütenhexe und der blaue Rauch» zu lesen.

Ursula Eggli

Als was würde ich mich am liebsten vorstellen? Vielleicht als Freakfee, «d'Fee-mit-dä-vier-Rädli-am Füdli», wie es bei den Kindern heißt: alt, grauhaarig, etwas schrullig, wirft Klischees und Vorstellungen über den Haufen. Ja, als dies sehe ich mich auch: durch die blosse Existenz ein Fragezeichen zu sein, eine Infragestellung, bei den Schreibenden, in der Frauenbewegung... Behinderte Frau... Schriftstellerin? Lesbe? Feministin?

Die Begriffe passen nicht zum Bild der hilfsbedürftigen Behinderten. Hie und da erleb ich mich als Kassandra. Welch Schreibende fühlt sich nicht verwandt mit jener erfolglos Warnenden?

Manchmal wäre ich gern eine Hexe, im Geheimen, unerkannt, denn das entsprechende Feuer fürchte ich wie alle sich erinnernden Frauen. Und in solchen Momenten der Angst wünsche ich mir, selber Feuer zu sein, oder Wasser, oder Luft: eins mit den Naturmächten...

Georges Pestalozzi-Seger

Ein «uralter» Freund von Ursula,
der sich seit 20 Jahren
immer wieder zu einem K"latsch
mit Ursula trifft
und daneben ihren Versicherungskram
erledigt.

Caroline Brühlmann

Ich bin als «Schlieremer Chind» aufgewachsen. Seit einigen Jahren lebe ich im von mir heissgeliebten «Chreis Cháib» in Zürich.
Nach einer Lehre als Möbelschreinerin habe ich meinen Beruf an den Nagel gehängt und verschiedene Jobs ausprobiert.
Momentan arbeite ich in einer Institution für geistig- und mehrfachbehinderte Menschen. Nebenbei besuche ich die Berufsmaturitätsschule.
Am liebsten lese, spaziere und koche ich. Auch malen und zeichnen gehören seit jeher zu meinen Hobbies.

Ursula Eggli ist eine langjährige Freundin meiner Eltern.
Daher kommt es mir vor als kenne ich sie schon seit eh und je; mindestens, seit ich denken kann!

Regina Bischof Wittwer

Seit bald zwei Jahren wohne ich mit meinem Mann Amadeus und unserer Tochter Smilla bei Ursula. Unser Zusammenleben ist geprägt von wechselseitiger Unterstützung. Als Grafikerin habe ich unter anderem ihre Website und dieses Buch gestaltet.

Simone Koller

studierte an der Hochschule für Gestaltung und Kunst Zürich Visuelle Gestaltung.
Sie schloss im Sommer 2005 ihr Studium ab und arbeitet seither an diversen Projekten im Printbereich.
Neben ihrer Arbeit tanzt sie, liest, besucht Ausstellungen und geht gerne ins Kino und auf Reisen.
Ursula Eggli ist mit meiner Mutter, Margrit Koller-Teufer, befreundet.

Vera Imboden

Ich bin 12 Jahre alt und gehe in die 6. Klasse in Zollikofen.
In meiner Freizeit spiele ich sehr gerne Klavier
und seit einem halben Jahr reite ich auch.
Ich kenne Ursula Eggli von meinem Vater, der schon
lange mit ihr befreundet ist.

Andrea Wahli

Ich lebe mit meinen beiden Kindern und zwei Katzen
in einem kleinen Häuschen mit Garten
unweit von Ursula. Seit 2003 arbeite ich für sie,
so habe ich sie auch kennengelernt.

Das Zeichnen begleitet mich seit meiner Kindheit durchs
Leben. Es ist teilweise auch zum Beruf geworden,
da ich es in Kursen für Erwachsene und Kinder weitergebe.

Meine zweite grosse Leidenschaft gehört dem
Tai Ji/Qi Gong, das ich auch seit knapp
zwei Jahren unterichte.

Anita Schmid

Ich wohne mit meiner Katze Rambazamba in Zürich. Früher war ich Lehrerin, jetzt habe ich viele verschiedene Berufe. Manchmal fahre ich nach Bümpliz und helfe Ursula am Computer. Sie nennt mich darum ihre Tipphexe. Kennen gelernt habe ich Ursula bei gemeinsamen Ferien in Ecuador. Damals war gerade der Jahrtausendwechsel!

Katja Keller

Nach absolvierter Töpferlehre habe ich Glasfusing Kurse gegeben und arbeite nun einige Jahre in einem Heim für geistig behinderte Menschen.

Ursula habe ich kennen und schätzen gelernt, als ich 2002 begann, für sie als Assistenz zu arbeiten.

Gezeichnet habe ich schon immer mit grossem Vergnügen.

Ein Hallo aus der Glasglocke – Briefe über Grenzen

Bis Pia acht war, hatten die Menschen von ihr nur das äussere Bild einer Puppe in einem Rollstuhl, deren Mimik nicht den Umständen entsprach, deren Hände sich in ständiger zitternder Bewegung befanden. Erst durch das Einsetzen von gestützter Kommunikation erhielt Pia Schmidt endlich die Möglichkeit, mit der Aussenwelt Kontakt aufzunehmen. Gestützte Kommunikation ist eine Methode, schwerstbehinderten Menschen durch behutsames Stützen der Hand oder des Armes, Schreiben zu ermöglichen oder das Zeigen von Buchstaben auf einer Tafel. In einem Briefwechsel mit der Schriftstellerin und Behinderten-Aktivistin Ursula Eggli, die ebenfalls ihr Leben im Rollstuhl verbringt, vermittelt uns Pia, wie eingekerkert und hilflos sie sich oft in ihrem Körper fühlt. Wir erfahren aber auch vom Alltag der beiden ungleichen Frauen, Pia an der Schwelle zum Erwachsen werden und Ursula im Grossmutteralter.

Schneeweisschen ganz cool oder Frösche stressen

das andere Märchen

Märchen haben mich immer fasziniert, aber schon als Kind, und später immer wieder, wollte ich auch wissen, wie es weiter geht, oder ich war mit dem Handlungsablauf nicht zufrieden. Darum habe ich Märchen verfremdet, verändert, weiter geführt.

Im vorliegenden Büchlein habe ich einige, der in den letzten Jahren entstandenen Verfremdungen bekannter Grimms-Märchen zusammengefasst. Die Geschichten sind überraschend, zuweilen bitterböse, aber immer unterhaltend.

Bücher von Ursula Eggli

Elen-Ohr – 31 Elefanten-Geschichten
Für jeden Tag eines Monats eine fröhliche, spannende und lustige Gute-Nacht-Geschichte

Herz im Korsett – Tagebuch einer Behinderten
Ein immer noch aktueller Longseller
(Zytglogge-Verlag 1977)

Die Zärtlichkeit des Sonntagsbratens – Eine Familiengeschichte
Die Geschwister Eggli, nicht nur zärtlich, aber interessant und mitreissend.

Freakgeschichten
Heiter schrullige Geschichten für Kinder und Erwachsene.

Fortschritt in Grimmsland – Märchen für Mädchen und Frauen
Eine moderne Hexengeschichte.

Die Bücher können auf **www.ursulaeggli.ch** oder per Post bestellt werden. Für letzteres untenstehendes Formular an folgende Adresse schicken: Ursula Eggli, Wangenstrasse 27, CH-3018 Bern

Bestellung

___ Ex. Ein Hallo aus der Glasglocke | 12 Euro | CHF 18.–
___ Ex. Schneeweisschen ganz cool… | 7 Euro | CHF 12.–
___ Ex. Elen-Ohr | 17 Euro | CHF 28.–
___ Ex. Herz im Korsett | 10 Euro | CHF 16.50
___ Ex. Die Zärtlichkeit des Sonntagsbratens | 17 Euro | CHF 28.–
___ Ex. Freakgeschichten | 7 Euro | CHF 12.–
___ Ex. Ralph und Luc im Freakland | 12 Euro | CHF 20.–
___ Ex. Fortschritt in Grimmsland | 7 Euro | CHF 12.–

☐ Ich möchte den Rundbrief

Absender:

Ursula Eggli ist bekannt durch verschiedene Publikationen. Im vorliegenden Büchlein hat sie alte Geschichten und Märchen zusammengestellt und auch einige neu geschrieben. Freundinnen und Freunde haben Zeichnungen dazu gemacht und so zu einem kleinen, originellen Werk beigetragen.

RIURS Eigenverlag